Eine Verschwörung in Venedig.

Historischer Roman aus dem 17. Jahrhundert

von

Wilhelmine Guischard,

Verfasserin der „Hunyady“ und „Foscari“.

Erster Band.

Berlin 1867.

Verlag von Otto Janke.

Druck von Trömner & Dietrich in Cassel.

An

Frau Wirkliche Geheime Ober-Finanz-Räthin

Eytelwein.

Geliebte Tante!

Vorliegender Roman entstand am Ostsee-Strande. Die Gräber meiner Eltern und Geschwister, die ich hier nach langer Abwesenheit wiederfand, sie lenkten meinen Blick auf meine verwaiste Kindheit zurück. Aber während mir das Verlorene vor die Seele trat, fühlte ich, daß ich in Deinem, in meines guten Onkels Haus eine zweite Heimath gefunden, daß Ihr es gewesen,

die mich vorbereitet für das Leben. Diese Gedanken, welche mich während des Schreibens begleiteten, mögen nun einen Ausdruck finden in der Bitte: vorliegende Blätter als einen Beweis dankbarster Liebe und Verehrung zu empfangen von

Deiner

Kösen, im Frühjahr 1867.

gehorsamen Nichte

Wilhelmine Guischard.

Erstes Kapitel.

Der Abend war bereits hereingebrochen. Der Regen, welcher in schweren Wolken den Tag über gedroht, hatte sich verzogen, und ein frischer Borino strich, kühle Alpenwinde mit sich führend, über die Lagunen. Im Hafen von Venedig herrschte noch rege Thätigkeit, und manches Segel breitete sich aus, um bei dem eingetretenen günstigen Landwinde noch vor Nachtzeit die hohe See zu gewinnen. Auf den Straßen dagegen war es öde und still.

Zwei Männer, von denen der eine die phrygische Mütze und die wollene Jacke der Fischer trug, der andere in einen langen Mantel von dunkler Serge gehüllt war, schritten durch den breiten gothischen Bogen des Uhrthurmes, welcher vom Marcusplatze zur Merceria, einer mit zahlreichen Kaufgewölben versehenen Straße, führt.

Nachdem sie kaum hundert Schritte zurückgelegt hatten, traten Beide in ein weitläufiges Gebäude, aus dessen hinteren Räumen ihnen das Durcheinander vieler Stimmen entgegenklang. Sie schienen hier Bescheid zu wissen, denn ohne Zögern passirten sie einen schwach erleuchteten Gang, dann einen engen Hof und gelangten so in ein großes, gewölbtes Gemach, in welchem um größere und kleinere Tische eine Anzahl Gäste gruppirt saßen, welche ihrem Costüme nach den verschiedensten Nationen, und zwar größtentheils nur den unteren Ständen angehörten. Einige derselben verzehrten ihr Nachtmahl, ließen die Humpen unter munterem Geplauder erklingen oder unterhielten sich mit Würfelspiel, während Andere mit der Indolenz der Südländer sich dem süßen far niente überließen.

Dazwischen boten Frittolari, von Tisch zu Tische wandernd, mit italienischer Zudringlichkeit ihre Frittale, Sorbettari, ihre kühlen Getränke feil. Es ging laut und lebhaft zu, und wenn sich auch ein Theil der Gäste, um der Aufmerksamkeit zu entgehen, in das Geheimniß der Maske gehüllt hatte, so war doch im Allgemeinen hier wenig von der scheuen und mißtrauischen Zurückhaltung zu bemerken, welche die höheren Stände Venedigs beobachteten und die, durch das

furchtbare Spionirsystem der Regierung erzeugt, sich leicht auch den Fremden mittheilte.

Nachdem die Eintretenden mit flüchtigem Blicke die Gesellschaft gemustert, zogen sie sich nach dem dunkelsten Winkel des Gemaches zurück, setzten sich um einen noch leer stehenden Tisch, bestellten einen Krug Monte Pulciano und fuhren dann fort, sich leise zu unterhalten, ohne weiter auf ihre Umgebung zu achten. Sie hatten indeß noch nicht lange da gesessen, als ein Schlag auf die Schulter des älteren von Beiden sie plötzlich in ihrem Gespräch unterbrach.

„Freund Dono vom Lido! ja, wahrhaftig, er ist es! .... Guten Abend, Alter!" rief eine Stimme im weichen venetianischen Dialekt.

Beide Männer schauten sich überrascht um und erblickten einen jungen Burschen, der eben seine vier bis fünf Kameraden, mit denen er am nächsten Tische gezecht, verlassen hatte, um den Fischer Dono, in welchem er einen Bekannten entdeckte, zu begrüßen.

„Schönen Dank, Danielli! Wie, hier in Venedig, und schon wieder obenauf?" versetzte der Angeredete, zog einen leeren Stuhl heran und machte dem Fremden ein einladendes Zeichen, sich zu ihnen zu setzen.

„Immer da, wo es lustig hergeht," entgegnete

dieser, indem er seinen rothen, ziemlich abgetragenen Mantel keck um die Schulter warf, und sein Auge fröhlich über die Gesellschaft glitt. „Wir lassen den heiligen Bacchus leben, den Sorgenbrecher; wenn er auch nicht die Schulden bezahlt, so hilft er sie doch vergessen.“

„Steht der auch im Kalender?“ fragte verwundert und mit der ehrlichsten Miene der Fischer.

„Ei, der Tausend, noch ein bekanntes Gesicht!“ unterbrach ihn Danielli, der, ohne auf die Frage zu achten, Dono's Begleiter jetzt schärfer ins Auge faßte. „Beim heiligen Antonius, Bertuccio, wie er leibt und lebt!... Ihr erinnert Euch doch noch an Danielli und jenen lustigen Abend, wo es galt, die Hochzeit mit dem Meere in schlechtem Dalmatino zu feiern? Seit Jahren nicht gesehen — wo, zum Henker, stecktet Ihr so lange?“

„Ein Fisch unter vielen verliert sich. Venedig ist groß, der Barcarolen gibt es mehr“, antwortete ausweichend der Angeredete, während er aufstand und die dargebotene Hand mit Herzlichkeit schüttelte, dabei aber seinem Begleiter, dem Fischer, verstohlen Schweigen zuwinkte, als hätte er etwas gesagt, das er von diesem widersprochen zu hören fürchtete.

„Alle Wetter, welch sonderbare Takelage! das sieht ja ganz patrizisch aus,“ bemerkte neugierig Danielli, als bei der Bewegung unter Bertuccio's dunklem Mantel ein Scharlachkragen und eine in Gold gestickte Schärpe sichtbar wurden. „Ich denke, Ihr steht in öffentlichen Diensten?“

Der Gondolier öffnete eben die Lippen, um mit der bekannten Schlagfertigkeit seines Standes den Vorwitz des jungen Burschen zu strafen, als ihm dieser durch die Frage zuvorkam, wo der Fischer seinen Schwestersohn Bocconio habe, der sich in der letzten Zeit gar nicht mehr unter ihnen sehen lasse. „Kein flotterer Bursche hat je das Ruder geführt!“ rief Danielli fröhlich. „Er verdirbt nie eine Gesellschaft; wir Alle vermissen ihn ungern.“

Der Fischer zog die Augenbrauen zusammen. „Ich wünschte, ich hörte das Gegentheil,“ antwortete er streng. „Weniger gut bei der Gesellschaft — besser bei der Arbeit. Bocconio hat seit Kurzem ...“

Ein Blick des Gondoliers ließ ihn plötzlich abbrechen, und sich verbessernd, setzte er gleich darauf hinzu: „Bocconio hat nicht Zeit. Ich hab's ihm bei meiner Ungnade angedroht, nicht mehr Abends in die Weinhäuser zu gehen, und würde es Euch Dank wissen,

wenn Ihr ihn bei Euren Zusammenkünften ganz und gar vergessen lerntet.... Aber wie steht's mit Euch? Arbeitet Ihr nicht mehr drüben auf der Insel?"

Danielli lachte über den griesgrämlichen Alten, wie er ihn nannte. „Natürlich!" versetzte er. „Aber am Abend mein Spielchen — ohne das geht es nicht. Wenn von Santa Maria die Vesperglocke läutet, wendet sich meine Gondel Venedig zu; es ist 'mal eine alte Gewohnheit, obgleich es jetzt kaum der Mühe verlohnt. Sieht's hier doch aus, als thät' die Stadt Buße für alle Sünden, die in ihren Mauern begangen wurden, seit der Löwe draußen sich zum Sprunge bäumt. Wo bleiben die Lustigmacher und die muntern, schwarzäugigen Dirnen? Statt Tanz und Musik hört man von blutigen Thaten, die Keiner laut nennen will. Die Patrizier scheuen selbst den Broglio, und Furcht schleicht durch die Gassen ..."

Dono schüttelte bedenklich den Kopf. „Die Heiligen sehen scheel auf Venedig, und doch that es erst jüngst dem Haupte des heiligen Isidor alle Ehre an," entgegnete er mit sorgenvollem Tone. „Schlechte Zeiten! Das kommt von den Feuerzeichen, die wir unlängst über Mestre hin am Himmel sahen. Der Padrone deutete es auf Krieg mit dem Spanier — nun aber,"

fügte er leiser hinzu, „geht es in unseren eigenen Mauern los."

„Feuerzeichen!" wiederholte spöttisch Danielli, dessen Wesen Furchtlosigkeit und Muthwillen zur Schau trug. „Der Stolz der Patrizier, sagt lieber, denn weiter ist's nichts. . . Ein glücklicher Zufall, uns hier zur guten Stunde zusammen zu finden!" fuhr er, abbrechend, in der heitersten Laune fort. „Kommt an unseren Tisch und laßt uns eins trinken."

Dabei trat er auf seine Kameraden zu und machte die beiden Fremden, ehe sie es verhindern konnten, mit denselben bekannt. Es waren, ihrer Tracht nach zu urtheilen, gleich ihm Arbeiter aus den damals berühmten Glasfabriken von Murano.

„Lauter alte Freunde, die Ihr, Dono, von früher her kennen müßt," sagte Danielli. „Stoßt zusammen an auf guten Fang jenseit des Lido!"

„Beim heiligen Petrus, der thät' noth! Solche Lockspeise — und man möchte schon anbeißen," erwiederte mit derber Ehrlichkeit der Fischer, indem er den Arbeitern die Hand schüttelte. „Aber die Stunden stehen nicht still, ich und mein Gefährte haben es eilig; wollten nur in der Geschwindigkeit die Lippen feuchten.

Wenn der Mond aus den Fluten steigt, muß ich drüben sein. . . Was meinst du, Bertuccio?"

Der Gondolier zeigte wenig Lust, der Einladung zu folgen, doch Danielli wollte sich nicht abweisen lassen.

„Und dann — Ihr sagtet ja selbst, die Zeiten sind unheilvoll," fuhr Dono fort. „Es paßt schlecht für Unsereinen, sich's in munterer Gesellschaft wohl sein zu lassen, wenn die hohen Patrizier Gefahr laufen, unter meuchelmörderischen Händen das Leben einzubüßen."

„Ihr meint den Zeno?" bemerkte Danielli gleichgültig. „Wenn's weiter nichts ist! Was, zum Teufel, kümmern uns die Feindschaften der Großen! Wenn die Wölfe sich unter einander auffressen, sind die Schafe desto sicherer."

Dono machte eine mißbilligende Bewegung. „Betrügt Euch nicht, mit den Großen beginnt es und bei den Kleinen wird's endigen!" versetzte er warnend. „Es ist damit just wie mit dem Wasser: werft einen Stein hinein, und es gibt Kreise, zuerst kleine, dann immer größere, bis endlich die ganze Oberfläche bewegt ist. Die Edeln sind 'mal der Herzschlag von Venedig; wenn es da stockt, ist es auch mit dem Leben in den Gliedern vorbei."

„So denken wir auch," bestätigten die Männer.

„Freunde, Alles in Ehren, aber die Patrizier dachten nicht so, als sie bei der Pest davon gingen, das Haupt in Sicherheit brachten und die Glieder der Wuth des Ungeheuers Preis gaben," vertheidigte sich Danielli. „Als bei der letzten Hungersnoth die Armen wie Gerippe umherwankten, fehlten die Leckerbissen auf den Tafeln der Senatoren nicht — jetzt kommt's dafür an sie!"

„Kann Alles schon sein, jedoch mit Unterschied," sagte Dono. „Es gibt ihrer genug, die sich von dem Schweiße des armen Mannes nähren, aber der erlauchte Zeno gehört wahrhaftig nicht zu ihnen! Ein Glas auf seine baldige Gesundheit!"

„Darauf thue ich Bescheid," antwortete der Gondolier, der sich sehr zurückhielt. „Danielli, dieser Nobile hatte zur Zeit der Hungersnoth keine Leckerbissen auf seinem Tische. . . . ."

„Er ließ sein Schiff mit Weizen beladen aus Apulien kommen und vertheilte ihn unter das Volk," stimmten Mehrere bei.

„Und doch gehört er nicht zu den Reichsten. Segen hat es ihm auch nicht gebracht, denn die Unsichtbaren,"

setzte einer unter den Arbeitern leiser hinzu, „sollen scheel auf zu große Freigebigkeit sehen.“

Die Männer nickten beifällig, schauten sich aber nichts desto weniger scheuen Blickes um.

„Ein Senator, der immer aufs alte, gute Recht hielt,“ meinte ein zweiter Arbeiter. „Wenn sie von den Armen den letzten Scudo erpressen, ihnen das Fell über die Ohren ziehen wollten, er hat es nicht gelitten und im Rathe dagegen gesprochen.“

„Darum eben gingen sie ihm bei Nacht und Nebel, als er aus der Sitzung des hohen Tribunals kam, zu Leibe; schweigen ist besser, als sprechen,“ bemerkte mit listiger Miene ein Dritter. „Er soll arg zugerichtet sein; vierzehn Beilhiebe — fünf davon lebensgefährlich, und das einzig und allein, wie sie auf der Riva erzählten, weil er das Gesetz obenan stellte, das gewisse Leute gern verdrehen möchten.“

„Gewisse Leute!“ sagte Danielli lachend. „Wir kennen alle diese gewissen Leute — den edlen Giorgio Cornaro, welcher ihm das Eisen zwischen die Rippen jagte und sich dann hinter die Hornmütze seines erlauchten Vaters verkroch.“

„Heilige Jungfrau, du wirst dich noch um den Hals reden!“ rief, sich bekreuzigend, der Fischer, wäh=

rend sein Auge bei den ziemlich laut gesprochenen Worten ängstlich über die bunten Gruppen des Saales hinglitt und auf einer Maske in ihrer Nähe haften blieb, die, wie er zu bemerken glaubte, verstohlene Blicke auf sie richtete.

„Ich war dabei, als sie Zeno's blutiges, zerfetztes Kleid herumtrugen," erzählte der erste Arbeiter weiter. „Das war ein Auflauf und eine Wuth! Als wär' es eine Reliquie, so zerrten sich die Weiber darum. Ich glaub', sie hätten den Dogenpalast gestürmt und die Mörder zerrissen, wenn es nur keinen Rath der Zehn und keine Sbirri gäbe."

„Da steckt der Haken," sagte Dono geheimnißvoll, der, immer noch die Maske im Auge, seine Gefährten zur Vorsicht mahnte. „Ein spitzig Ding, wer sich nicht in Acht nimmt, bleibt daran hängen, wie der Fisch an der Angel. Drum ist's auch jetzt so still; die hohen Staats-Inquisitoren haben jedes Wort über den Mordanfall bei Todesstrafe verboten."

„Na, gebt Acht, die Bombe platzt noch, wenn der Zeno wieder auf die Beine kommt," versetzte der zweite Arbeiter. „Blut fordert einmal Rache."

„Ich hörte es auch so auf dem Lido", flüsterte der Fischer dem Gondolier zu, während die andern Männer

in ihrem Gespräch fortfuhren. „Die Sippschaft des Zeno würde nicht ruhen, sagten sie, bis der Doge abgesetzt und seine Söhne aus der Stadt gewiesen wären. Es hat sich schon Schlimmeres in Venedig zugetragen. . Was denkst du darüber? Bei euch wird man mehr von den Dingen wissen."

Der Barcarole zuckte die Achseln; sein Auge war beredter, als seine Lippen. „Ich spreche Amen dazu," antwortete er eben so vorsichtig. „Nur der Cornari Untergang kann den edlen Zeno wieder zu Ehren bringen; aber — ein Borino thut es nicht, dazu ist eine ordentliche Bora nöthig, um solche Bäume zu entwurzeln, und der erlauchte Patrizier soll viel Feinde haben. Die Unsichtbaren . . ."

„Du willst doch nicht sagen, daß sie dazu gehören?" fragte Dono erschrocken. „Wem sie gram sind, der ruft den Schutz der Heiligen vergeblich an."

Bertuccio gab ihm zu verstehen, daß sich die Aufmerksamkeit der Anderen auf sie richtete.

„Braucht der Kameraden wegen nicht so zu flüstern," sagte Danielli empfindlich. „Wir sind alle von gutem Schlage; San Marco's Zechinen haben keinen besseren Klang."

„Weiß es," entgegnete der Fischer. „Aber zur Zeit

bewahrt, hat Manchem Sorg' und Noth erspart! — Geschah auch nicht der Kameraden wegen — sind noch mehr Ohren hier zum Hören.“ Dabei deutete er nach einem der nächsten Tische, wo sich zu der ihm schon vorhin aufgefallenen Maske noch ein zweiter Mann gesellt hatte, der ihnen das Gesicht ab-, aber das Ohr zugewendet saß und, wie Dono glaubte, auf ihre Unterhaltung zu achten schien, obwohl er und sein Gefährte sich den Anschein gaben, als wären sie in ein eifriges Zwiegespräch vertieft. „Freunde, wir kennen alle Venedig, und obgleich ich nur erzählte, was ich aus Anderer Munde vernahm, so waren es doch Worte, die, vorzeitig geschwatzt, mich mehr mit den Kanälen bekannt machen würden, als für mein Handwerk gut ist.“

Die Männer sahen etwas erschrocken nach der bezeichneten Stelle, und wohl erkennend, daß der alte Mann Recht habe, dämpften sie ihre Stimmen und unterhielten sich über mehr gleichgültige Gegenstände.

Danielli war auf einmal schweigsam geworden; er richtete von Zeit zu Zeit prüfende Blicke nach jenem Tische, und, wie mit sich noch im Zweifel, folgte sein Auge den Bewegungen des später hinzugekommenen, in einen grauen Mantel gehüllten Fremden, in dessen

Erscheinung er etwas Bekanntes zu gewahren glaubte. Plötzlich sprang er auf.

„Signor Vano!" rief er aufgeräumt und laut genug, um von jenen zwei Männern verstanden zu werden.

Der Angerufene, welcher unmaskirt war, schien eben nicht von der Neugier geplagt zu sein, denn ehe er sich nach dem Sprecher umschaute, flüsterte er erst mit seinem Gefährten, der ihm auch, als er sich endlich von seinem Platz erhoben und Danielli gegrüßt hatte, nochmals leise etwas zuraunte.

Es blieb schwer zu entscheiden, ob die Erkennung dem Manne erwünscht kam, jedenfalls aber erheiterte sich sein finsteres Gesicht, als er scheinbar überrascht und mit der Miene eines genauen Bekannten auf Danielli zutrat, während die große, corpulente Gestalt seines maskirten Freundes sich gleich darauf im wogenden Durcheinander der bunten Gesellschaft verlor.

Zweites Kapitel.

„Signor Vano — willkommen! Ihr fehltet uns noch!“ sagte Danielli, der sich auf die Bekanntschaft etwas zu Gute zu thun schien, indem er für den Fremden einen Schemel neben den seinigen herbeirückte und ihn zum Platznehmen einlud. „Zum Teufel das verdammte Mißtrauen! Denkt Euch, mein Freund hier war schon geneigt, in Euch einen mit der rothen Chiffre unter dem Wamms zu sehen — meiner Seel, ein schlimmeres Merkmal, als das Brandzeichen auf der Brust des Galeerensclaven!...“

„Signor Vano von Salo,“ wandte er sich hierauf an die über seine unvorsichtige Aeußerung betroffenen Kameraden, ihnen den Fremden, einen Mann in den dreißiger Jahren, vorstellend. „Kein besserer Gesellschafter in ganz Venedig,“ fügte er hinzu, „dessen Bekanntschaft ich erst vor Kurzem machte, und der eben

so glücklich im Trisett ist, als er gut Pallottole zu spielen versteht.“

Trotz der warmen Empfehlung musterten die Anwesenden den Fremden mit mißtrauischen Blicken; sie sahen nicht ohne Unbehagen ihren vertraulichen Kreis durch ein fremdes Element gestört. Es war unwillkürlich eine Pause in der Unterhaltung entstanden.

Vano rechtfertigte indeß das von Danielli gespendete Lob in so fern, als es ihm ganz unmerklich gelang, die Vorsicht der Männer einzuschläfern und ihre Zungen zu lösen. Er ließ Wein bringen und munterte fleißig zum Trinken auf, und wenn er selbst auch mehr hörte, als er sprach, so verstand er es doch vortrefflich, durch eine hier und dort eingestreute Bemerkung das stockende Gespräch wieder flüssig zu machen und die Laune zu heben. Nur bei Bertuccio und Dono, welch letzterer sich mit einer instinctartigen Furcht von dem Fremden abwandte, mißlang seine Absicht: Beide verhielten sich bei größerer Zwanglosigkeit sehr vorsichtig und sprachen auch dem Weine nur mäßig zu.

„Wir redeten schon vorhin vom Zeno, für den hier alle Herzen schlagen“, sagte Danielli spöttisch zu Vano, als im weiteren Verlaufe der Unterhaltung wieder das ganz Venedig in Aufruhr bringende Ereigniß berührt

wurde, und setzte gleich darauf lachend hinzu: „Ihr, Signore, denkt wie ich. Uns gleichviel, ob Zeno oder Cornaro! Läge ihr Leben mit dem ihres ganzen Anhanges auf der Wage, wir zwei Beide, Kamerad, würden noch unsere Dolche dazu schmeißen, das Gewicht tiefer herabzudrücken.“

Auch Vano lächelte; aber es war ein eigenthümliches, unheimliches Lächeln, das schon früher bei Danielli's Vorstellung seine Lippen umspielt und die schroffen, harten Züge mehr entstellt, als verschönert hatte. „Was das „zwei Beide“ anbelangt, so sag' ich: Jeder schere seine eigene Wolle, Freund Danielli,“ erwiederte er. „Aber ich lobe mir den Mann, der für seine Meinung was riskirt... Ich, Signori,“ wandte er sich den Uebrigen mit Harmlosigkeit zu, „bin ein schlichter Bürger, der wenig von San Marco's Angelegenheiten versteht.“

„Danielli, lege deiner Zunge Zaum an!“ warnte nochmals leise der Fischer.

„Ja, ja, er pflegt mit der Dolchschneide umzugehen, als wär' es eine hölzerne Messerklinge,“ flüsterte beistimmend sein Nachbar.

„Nun, Venedig bleibt Venedig, und keiner von uns hat Lust, unter den Bleidächern zu schwitzen,“ meinte

leichtfertig Danielli. „Freilich, einen Schoppen Cyperwein im Leibe, und die Worte laufen Einem über die Zunge so rund und glatt, wie die Zechinen in die Tasche eines Schmugglers. Ihr habt Schuld mit eurem verdammten Lamento über Zeno! . . . Rückt näher! Die Spione sollen in allen Ecken umher lungern, wollen ihren Spürnasen nicht die Witterung geben."

Vano, der während dieser Rede vor sich niedergesehen, winkte dem Sprecher bei den letzten Worten aufmunternd zu.

„Müßten doch Milch statt Blut in den Adern haben, wenn solch eine ruchlose That uns nicht in Harnisch brächte," rechtfertigte sich und seine Kameraden einer der Arbeiter. „Sind wir's allein? Alle Welt ist über den Mordanfall ergrimmt; der ganze Adel. . ."

„Der ganze Adel —" unterbrach ihn Danielli in großsprecherischer Weise. „Sagt, solche, die mit der Eccellenza sich bedecken und aus ihren Stimmen Zechinen schlagen, um nicht Hungers zu sterben. Von den Reichen und Mächtigen hält es keiner mit dem Zeno. Der ganze Adel! Hahaha, es steckt Mancher darunter, der es den Mördern Dank wissen würde, wenn das Eisen ein paar Zoll tiefer gegangen wäre."

„Sachte, Danielli, das heißt den Mund zu voll

nehmen! Ich weiß auch ein Wörtchen mitzureden," mischte sich ein vierter Arbeiter ins Gespräch, der bis dahin schweigsam da gesessen. „Der Senator hat auch mächtige Freunde; ich kenne einen darunter, der es mit allen Uebrigen aufnehmen könnte, Seine Hoheit nicht ausgenommen."

„Und der wäre?" fragte neugierig Danielli, während Vano's Blicke sich mit eigenthümlicher Schärfe auf den Sprecher lenkten.

„Wer anders, als der erlauchte Foscarini — als ob solche Waare wohlfeil im Preise wäre!" entgegnete stolz der Gefragte. „In ganz Venedig kein Mann, wie er!"

„Der Cavalier ist ja im Auslande," bemerkte ein Anderer.

„In Frankreich, kommt aber in Kurzem zurück. Meiner Mutter Bruder war in seinem Palaste beschäftigt; Alles wurde schon zum Empfange eingerichtet. Ein fürstliches Geschlecht! Und der hat immer zum Zeno gehalten, als ob sie leibliche Brüder wären."

„Was, fürstlich?" rief Danielli aufgeregt, der dem Humpen schon mehr als gut zugesprochen. „Das paßt für Florenz und Genua, nicht aber für Venedig."

Der Arbeiter sah den Sprecher verdutzt an. „Potz-

tausend, eine Race hat doch was vor der andern voraus, so bei Menschen, wie bei Thieren!“ versetzte er ärgerlich.

Dono, welcher heimliche Blicke mit dem Gondolier gewechselt hatte, nickte dem Sprecher beifällig zu. „Wenn der junge Nobile sonst durch den Hof des Dogenpalastes schritt, war es, als ob die Sonne über die alten Steine leuchtete,“ sagte er gerührt. „Das wahre Ebenbild seines Großvaters! Mein Vater weinte, so oft er von dem edlen Dictator von Candia redete.... Was, Bertuccio, du mit trockenen Lippen?“

Der Gondolier ergriff schmunzelnd den Becher und leerte ihn auf Einen Zug. Seine treuen Augen strahlten.

„Ich kenne ihn auch,“ bemerkte der erste Arbeiter. „Auf solche Patrizier können wir stolz sein; Rom hatte keine besseren Bürger.“

„Im Aussehen thut's der Zeno dem Foscarini freilich nicht gleich,“ sagte der zweite Arbeiter. „Ein gestrenger Herr mit finsteren Blicken — wehe dem, der in seiner Gegenwart sich etwas zu Schulden kommen ließe, aber ...“

„Habt Ihr nun bald davon genug?“ fragte Danielli, der inzwischen mit Vano geflüstert.

„Wem es nicht gefällt, der braucht es nicht anzuhören,“ entgegnete derb der Arbeiter.

„Nicht anzüglich, Kamerad!“ drohte Danielli. Dann aber den Zorn, der einen Augenblick seine Stirn röthete, bekämpfend, setzte er gelassen hinzu: „Ihr seid einmal für Zeno, aber wenn es so klar mit ihm wäre, warum hätten dann die hohen Staats-Inquisitoren bei Todesstrafe verboten, von der Sache zu reden?“

„Ob sie es verboten oder nicht, gleichviel!“ meinte der Arbeiter. „Haben sie doch selbst die Schandtafel im Hofe des Dogenpalastes errichten lassen, wo der Mord geschah. Ich selbst kann's nicht entziffern, aber es soll darauf geschrieben stehen, daß Giorgio Cornaro, Seiner Hoheit Sohn, ein Rebell und Mörder ist.“

„Ein seltsam Ding“, bemerkte sein Nachbar bedächtig. „Hier verbieten sie bei Todesstrafe, davon zu reden, dort wird es durch einen Denkstein den Leuten in Erinnerung gebracht. San Marco hat aber bei Allem seine weisen Absichten.“

„Es wird ihnen nicht lange in Erinnerung gebracht bleiben, verlaßt Euch darauf!“ entgegnete Danielli mit vielsagender Miene.

„Und dann, haben sie nicht auf den Kopf des Mörders einen Preis von zehntausend Ducati gesetzt?“ wandte der erste Arbeiter ein. „Was wollt Ihr mehr?

Ein Sümmchen rund und nett, das manchen armen Schlucker zum glücklichen Manne machen könnte."

Danielli schlug lachend mit den Fingern ein Schnippchen durch die Luft. „Da Ihr so genau Bescheid wißt, so erklärt mir doch auch, wie es kommt, daß sich in ganz Venedig nicht ein einziger armer Schlucker fand, dem es nach so hohem Preise gelüstete? Daß ferner die „von Oben", die Alles wissen und Alles können, den Cornaro mit sammt seinen Helfershelfern entschlüpfen ließen?" fragte er mit der Miene der Ueberlegenheit. „Ihre Entdeckung, dächte ich, wäre nicht schwer gewesen, da es allenthalben bekannt war, daß die Mörder sich in den Dogenpalast geflüchtet. Hm, da sitzt der Knoten! Kamerad, ich hätte keinem, dem sein Leben lieb ist, rathen wollen, die Hand nach dem gebotenen Preise auszustrecken."

Die Männer schwiegen. Sie, die sich über das Sclavenjoch trösteten, indem sie, wie Diener in Abwesenheit ihrer Herren, mit vollwichtiger Miene Angelegenheiten verhandelten, bei denen sie in Wirklichkeit nie eine Stimme hatten, fühlten mit tiefer Scheu das Wirken der Unsichtbaren, die gleich dem Verhängniß heute hier, morgen dort hereinbrachen, nach Gefallen über Gut und Blut Aller schalteten und dabei, stumm

wie die Allmacht und sicher ihrer Kraft, von ihrem Thun und Treiben niemals eine Erklärung gaben. Aber so vollkommen war das Selbstbewußtsein des niederen Volkes in Venedig vernichtet, die Anerkennung der schrankenlosen Macht des Rathes der Zehn so tief eingewurzelt, daß, wie viel der Verschwörungen auch nach dem Serrar del Consiglio *) entstanden, es nie einem Manne aus dem Volke in den Sinn kam, an dem stolzen Bau der Aristokratie zu rütteln, den Raub am Rechte, welches bis zu jenem Zeitpunkt allen Republikanern die gleiche Freiheit und Betheiligung an der Regierung gestattet hatte, zurück zu fordern, schon genugsam eingeschüchtert durch die vielen Beispiele, in welchen die Patrizier ihre Einsturz- und Reformversuche mit ihrem Leben bezahlten.

Danielli empfand wohl noch Lust, durch die Fortsetzung seiner Schlußfolgerungen den Kameraden einen hohen Begriff von seinem politischen Wissen beizubringen, allein Vano raunte ihm mit kalter, spöttischer Miene ein paar Worte zu, die plötzlich die Farbe aus seinem Antlitz jagten und die Laute in seiner Kehle erstickten.

---

*) Man versteht darunter den Abschluß des Großen Rathes, jenen Staatsstreich, durch welchen im 14. Jahrhundert das eigentliche Bürgerthum aufhörte und die Aristokratie erblich wurde.

Er that einen tüchtigen Zug aus seinem Becher, versuchte zu lachen, aber wie gebrochen sank er in seinen Schemel zurück.

Die Freunde sahen ihn verwundert an, doch Niemand that eine Frage.

Bertuccio, welcher seit der Ankunft des Fremden sich höchst unbehaglich fühlte und schon einmal hinausgegangen war, sich nach der Zeit zu erkundigen, benutzte die eingetretene Pause, um sich unter dem Vorwand eines dringenden Geschäfts von der Gesellschaft zu trennen. Auch der Fischer, dem er zuwinkte, verließ mit ihm das Lokal.

Vor der Thür machte der Letztere seinem Erstaunen Luft; er fragte, weshalb der Gondolier so geheim gehalten, daß er Jahre lang fort gewesen und erst jetzt in Begleitung seines Gebieters, des erlauchten Foscarini, nach Venedig zurückgekehrt sei.

Bertuccio bedeutete ihn, daß es nicht räthlich sei, Jeden wissen zu lassen, wem er diene, auch der Tag nicht bekannt werden solle, an welchem sein Herr hier angekommen. „Danielli ist ein leichtfertiger Bursche,“ sagte er. „Er hat viel Anhang und schwatzt, als ob Venedig ein Taubenschlag und die Camerotti blos zur

Kurzweil da wären. Und nun gar dieser neue Bekannte — Vano — ich fürchte, ich fürchte ....“

Dono theilte seine Besorgnisse. Trotz seiner dummen Streiche liebte er Danielli, der zwar in Worten immer mit Donnerkeilen drein fuhr, aber im Grunde doch der gutmüthigste Kerl von der Welt war und nur sich allein mit seiner Großsprecherei schadete. Nochmals wollte er ihn ernstlich vor dem Grauen warnen.

„Wenn die Warnung nur nicht zu spät kommt,“ meinte der Gondolier. „Er hat sich mehr als einmal um den Hals geredet. Sahst du seinen Schreck, als der Fremde mit ihm flüsterte?“

Beide Männer fuhren noch fort, sich ihre gegenseitigen Bemerkungen mitzutheilen; auch gab sich der alte Fischer viel Mühe, ein Mehreres über den auf Zeno verübten Mordanfall vom Gondolier zu erfahren. Allein Bertuccio wich mit Gewandtheit selbst dem alten, erprobten Freunde gegenüber weiteren Erörterungen aus.

Sie hatten sich schon die Hand zum Abschied gedrückt, als Dono noch einmal zurückkehrte, um sich nach der Aufführung seines Schwestersohnes Bocconio zu erkundigen, den der edle Foscarini seit seiner Rückkehr in Dienst genommen hatte. Er äußerte dabei seine Freude über dieses glückliche Ereigniß und legte es dem

Gondolier dringend an das Herz, dem jungen, leichtsinnigen Burschen scharf auf die Finger zu sehen. Bertuccio versprach, sein Möglichstes zu thun, worauf sich beide nach verschiedenen Richtungen entfernten.

Drittes Kapitel.

Sobald der Fischer den Blicken des Gondoliers entschwunden war, that dieser seine Maske vor und eilte ohne Aufenthalt nach der Piazza zurück.

Flüchtige Dunstmassen zogen, vom Winde gejagt, am Himmel hin. Der Mond brach hin und wieder durch das sich theilende Gewölk und übergoß mit seinem magischen Glanze den in grandiosen Formen sich von dem dunklen Hintergrunde abhebenden Dogenpalast und die Façade der Marcuskirche, dieses wunderbaren Denkmals, das mit seinen saracenischen Kuppeln und flimmernden Mosaiken auf Goldgrund, seinen hundert Säulen und Statuen, seinen Rossen des Lysippus, halb dem Christenthum und halb dem Halbmonde entsprungen, den Orient und das Abendland repräsentirt, die Kunstschätze des Alterthums und der Neuzeit in sich vereinigt. Der Campanile, der wie ein Wächter der Stadt sein

Haupt weit über alle Conturen hinausstreckt, warf seinen Riesenschatten auf die angränzenden Gebäude, und die Granitsäulen — das in der Geschichte so bedeutungsvolle Thor der Piazzetta — blickten schweigend auf die bleiche Lagune.

Die Plätze lagen wie ausgestorben; erst bei schärferer Beobachtung sah man, von dem röthlich flackernden Schein der Fackeln beleuchtet, hier und dort eine Maske unter dem Porticus und den Arcaden hinschlüpfen. Das Wasser, das in stärkeren Wellen zum Meere flutete, schlug rauschend gegen die Dämme; die Masten der Schiffe schwankten wie ein entlaubter Wald am nächtlichen Himmel. Die Lichter im Hafen, auf den näheren und ferneren Inseln waren größtentheils schon erloschen, nur am Traghetto, wo eine ganze Flottille von Barken und Gondeln lag, flimmerte das Lämpchen der Madonna unstät im Winde.

Bertuccio blieb neben der Loggietta stehen, einem kleinen Monumente florentinischer Baukunst, am Fuße des Campanile, durch seine Bildhauerarbeit eines der größten Meisterwerke Sansovino's. „Die Zeit muß bald da sein," sagte er leise, während sein Auge spähend über die Piazzetta schweifte. „Niemand regt sich, und

doch wollt' ich mein bestes eschenes Ruder dafür einsetzen, daß manches Auge hier wacht und kein Tritt verhallt, ohne daß die Schleicher ihm folgen ..." Er stockte, und seine Sehkraft schien sich zu schärfen, als er, sich hart im Schatten haltend, den Oberkörper vorbeugte und die Augen auf die Procuratien heftete.

Zwei Männer gingen langsam unter ihren schwach erleuchteten Säulenreihen hin. Der eine, unmaskirt, trug die gewöhnliche Toga und die weite, hohe Berretta der Patrizier; der andere, in der Maschera nobile, dem langen, schwarzseidenen Mantel und der Bahute, das Gesicht hinter der Larve versteckt, wollte unbedingt nicht erkannt sein. Beim Wenden, als beide das Ende des Säulenganges erreichten, wo sie dem Gondolier ziemlich nahe und im Lichte der Fackel standen, gewahrte dieser hinter dem zurückgefallenen Mantel des letzteren die rothe Robe, wie sie die Räthe der Signoria zu tragen pflegten.

In seiner Neugier angeregt und auch etwas Bekanntes in den Gestalten entdeckend, nahm Bertuccio den Augenblick wahr, wo sie ihm den Rücken kehrten, und schlüpfte aus dem Schatten des Campanile hinter die nächste Säule, an der sie hart vorbeikommen mußten. In ihr Gespräch vertieft, waren ihre Worte jedoch so

leise, daß nur hin und wieder ein einzelner Laut zu ihm drang. Sie standen still und reichten einander die Hände, wie um einen feierlichen Pact zu besiegeln, worauf sie ihre Promenade von Neuem fortsetzten.

Ueber den Unmaskirten blieb kein Zweifel: es war Francesco Cornaro, der dritte Sohn des Herzogs, aber der Andere — Bertuccio hätte darauf schwören mögen, in ihm den Senator Bembo zu erkennen, welchen er früher häufig zu sehen und sprechen zu hören Gelegenheit gehabt hatte. Gang, Haltung, Größe — Alles stimmte, und doch konnte es nicht sein, denn Bembo war der Schwager Renier Zeno's, und Zeno der schlimmste Feind der Cornari, der öffentlich den Dogen angeklagt, gegen die gesetzwidrigen Handlungen seiner Söhne protestirt hatte und dafür aus Rache von Giorgio Cornaro lebensgefährlich verwundet war. Diese beiderseitige Feindschaft, zum Prinzipienkampf geworden, spaltete Venedig augenblicklich in zwei große Parteien, deren eine, in Verbindung mit dem Rathe der Zehn, über den Trümmern der aristokratischen Gleichheit die Oligarchie aufzubauen, die andere, auf das Recht der Gesetze gegründet, die Freiheit des Adels zu retten suchte.

Während der Gondolier, ohne sich in irgend der-

artige Betrachtungen einzulassen, noch kopfschüttelnd der Feindschaft der beiden mächtigen Häuser gedachte und zu der Ueberzeugung gelangte, daß es seinerseits doch wohl ein Irrthum sein möchte, ließ sich ein zweimaliges Husten nicht weit von seinem Standorte vernehmen.

Seine weiteren Nachforschungen jetzt aufgebend, ahmte er nach kurzer Pause den eben gehörten Ton ziemlich genau nach und sah bald darauf, wie eine dunkle Gestalt von der Ecksäule des Dogenpalastes sich ablöste und, ohne sich umzublicken, zum Molo schritt.

Sogleich verließ auch er seinen Platz und ging um den Palast herum bis zum Canal von San Marco. Seine Aufmerksamkeit war noch immer getheilt, denn während er vorwärts eilte, spähte er sorgfältig am Molo nach der Gondel des Senators Bembo umher, aber so viele Fahrzeuge auch anlagen, das gesuchte konnte er nirgends erblicken. Bei der weißen Brücke der Riva sprang er in seine eigene, dort befestigte Gondel, löste die Kette, und mit dem Ruder in der Hand wartete er lautlos.

Es währte nur wenige Sekunden, so wurde die hohe Gestalt des von ihm erwarteten Fremden sichtbar und kam mit schnellen Schritten auf das kleine Fahrzeug zu.

„Cannaregio!“ sprach er in zwar befehlendem, aber wohlklingendem Tone.

„Zu San Geremia!“ ergänzte der Gondolier, und die Art und Weise zeigten an, daß er mit den Schritten seines Herrn wohl vertraut war, es auch wagen durfte, ungefragt seine Beistimmung zu äußern.

Der Nobile, denn als solcher verrieth ihn sein ganzes Wesen, machte eine bejahende Bewegung. Im Begriff, in die Cabine einzutreten, wandte er sich noch einmal um. „Hast du etwas entdecken können?“ fragte er, und der Ausdruck seines schönen Antlitzes wechselte.

„Eccellenza, vor mehreren Stunden sah ich die Signora auf der Piazza . . .“

„Sie war dort?“ unterbrach ihn hastig der Nobile, indem er dem Barcarolen einen Schritt näher trat. „Wer begleitete sie?“

„Monsignore, der Page hielt sich, wie gestern, dicht hinter ihr; außerdem befand sich noch eine alte Dame an ihrer Seite.“

„So hast du dich ihr natürlich nicht nähern können?“

Der Gondolier verneinte.

„Aber du bist ihr gefolgt, weißt, wo sie wohnt?“

„Eccellenza, auch das war nicht möglich. Sie kam

viel früher, als gestern, die Räthe des hohen Tribunals waren noch nicht auseinander gegangen — da ich strengen Befehl hatte, den Platz nicht zu verlassen, bevor ich Euer Gnaden Auftrag an den erlauchten Senator Morosini besorgt ..."

„So ist ihre Spur wieder verloren!" sagte der Patrizier, und in seiner Stimme lag tiefere Bewegung, als er vielleicht hätte zugestehen mögen.

„Edler Herr, ich denke nicht," erwiederte Bertuccio. „Da ich selbst nicht fort konnte, so hieß ich Bocconio, der Barke wie ihr Schatten folgen."

„Das war unvorsichtig!" tadelte der Nobile. „Bocconio ist zwar aus einer mir ergebenen Familie, aber ihn selbst kenne ich zu wenig; für derartige Aufträge soll er nicht verwendet werden."

„Es war die einzige Möglichkeit, die Wohnung der Signora zu erfahren," entschuldigte sich der Gondolier. „Ich geb' auch nicht zu viel auf den Burschen, und es hätte mit unserer Kameradschaft kurze Wege, thät ich's nicht des alten Dono wegen. .. Aber hier, wo es blos der Verfolgung der Barke galt, glaubte ich für Euer Gnaden nichts zu riskiren," setzte er beruhigend hinzu.

Bertuccio, dessen Voreltern schon im Dienste der Familie Foscarini gestanden, war der stete Begleiter

seines Herrn seit dessen Kindheit und der Vertraute aller seiner Geheimnisse gewesen; er hatte ihn selbst auf seinen Reisen niemals verlassen. Ein derartig enges Verhältniß zwischen den Patriziern und ihren Barcarolen bestand häufig in Venedig, wo vermöge der Wasserstraßen dieselben nothwendig in die Geheimnisse ihrer Herren eingeweiht werden mußten, weshalb diese Klasse der Diener, deren Wahl mit großer Sorgfalt geschah, auch durch Verschwiegenheit und Treue bald sprüchwörtlich wurde.

„Er hat mich mit der jungen Dame sprechen sehen," wendete Foscarini ein, wenig um die eigene Gefahr, nur für die Ehre der Fremden besorgt, ein Argument, das die Treue seines Dieners allerdings nicht in Betracht zog. „Ist Bocconio noch nicht zurück?"

„Nein, Monsignore. Ich bestellte ihn nach San Geremia; beim Palast Zeno sollte er warten, denn ich dachte mir's wohl, daß Eccellenza dort einen Theil des Abends zubringen würden. . . Er wird die Wohnung schon herausfinden, denn eher ließe der Löwe von San Marco die Tatze vom Evangelium, als Bocconio den Fuß von der Fährte seines Wildes. Zu solchem Geschäft ist er gewitzigt."

„Wo trafst du die Damen?“ fragte der Patrizier, noch immer mit dem Gegenstand beschäftigt.

„Sie gingen längs des Quais spazieren und verweilten eine ganze Zeit an der Stelle, wo Euer Gnaden die junge Signora gestern vor dem Sturze ins Wasser bewahrten. . . Sie trug auch das verlorene Armband,“ bemerkte Bertuccio, dessen kluge Augen ziemlich schelmisch dabei aussahen. „Ich sah deutlich, wie sie's betrachtete und so heimlich lächelte, als wäre dabei eine ganze Ladung Manna und Wachteln auf sie herabgekommen. Dann blickte sie sich hinter dem Rücken der Alten, die recht griesgrämlich aussah, verstohlen nach allen Seiten um, ging ein paar Schritte weiter und stand wieder still. Sie mußte ein besonderes Gefallen am Wasser finden, von dem es hier doch wahrlich Vorrath genug gibt. .. Eccellenza,“ setzte er, in den Ton wichtigen Ernstes übergehend, hinzu, „derartige Anzeichen trügen so wenig, wie die Vorboten zum Sturme, und ich müßte mich nicht darauf verstehen, wenn sie nicht wünschte, nochmals, statt mit einem, mit beiden Füßen auszugleiten, zehn solcher Armbänder und das Herz obendrein zu verlieren, vorausgesetzt, derselbe Cavalier käme, es aufzufangen.“

„Still!“ gebot leise der Nobile, als hätte der Scherz

für sein Ohr etwas Verletzendes. „Sie kam — sie dachte mein...“ murmelte er in sich hinein, und das holde Bild, das seit gestern unabläßig vor seinem Geiste schwebte, zog ihn mehr und mehr in seine Zauberkreise; er wollte die Gedanken losreißen und fühlte sich nur fester gebannt. „Ihr Auge suchte mich vergeblich — könnte sie meine Worte für die Sprache eitler Galanterie halten, sich vergessen glauben?... Nein,“ setzte er nach einer Pause zuversichtlicher hinzu, „es gibt ein Verständniß, das nicht täuscht: wie ich fühlte, daß diese Knospe vor dem ersten Strahl der Liebe sich widerstandslos erschloß, ihre Seele in kindlichem Vertrauen sich mir ergab, so muß auch sie empfunden haben, daß in ihren Augen mein Himmel ruhte. Wo sie immer weilt, ich werde sie wiedersehen!... Wo blieben die Damen?“ wandte er sich von Neuem an seinen Diener.

„Sie stiegen bei der großen Treppe am Molo in ihre Barke und...“

„Du kanntest keinen der Ruderer?“

„Es waren ihrer zwei, Eccellenza, aber maskirt. Kein Abzeichen, keine Farbe. Der Teufel selber wäre unter solcher Vermummung zollfrei durchgegangen!“ antwortete kopfschüttelnd der Gondolier.

Der Patrizier wollte nach diesen Worten in die Cabine eintreten, doch Bertuccio hatte noch seine Beobachtung in Betreff des Senators Bembo zu berichten.

Am Gezelt stehen bleibend, hörte ihn der Edle schweigend an, ohne seinen Glauben oder Unglauben an der Sache zu verrathen, that noch einige genauere Fragen über beide Männer und zog sich dann in den Pavillon zurück. Er schloß den Eingang und schlug die Jalousieen auseinander, so daß sein Blick nach beiden Seiten frei umherschweifen konnte.

Während das Fahrzeug in den Canal grande einbog, folgte Anfangs sein dunkles Auge zerstreut den vorübergleitenden Gebäuden und vereinzelten Gondeln, die, schattenhaft, kaum das Wasser zu berühren schienen; doch bald lehnte er sich zurück und drückte den Kopf in die seidenen Polster. Seine schnell wechselnden Gedanken fanden einen Widerschein in seinem ausdrucksvollen Gesicht; die süßen Erinnerungen wurden von ernsten Vorstellungen verdrängt, er schien unruhig und nachdenkend.

Der Weg war weit; sie fuhren unter dem breiten Bogen des Rialto durch, den Windungen des großen Canals folgend, der in Form einer zum Sprunge gebäumten Schlange Venedig in zwei ungleiche Hälften

theilt. Nachdem sie ihn fast in seiner ganzen Länge passirt hatten, bogen sie in den Cannareggio ein, fuhren am Campo San Geremia vorüber und legten an den breiten Marmorstufen eines geschwärzten Palastes an.

Viertes Kapitel.

Der Palast Zeno stammte aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. Ernst und finster, mit massivem Sockel von Marmor und zwei säulenschweren Stockwerken über einer offenen Halle auf gewundenen Pfeilern, zeigte er, ein Gemisch deutschen und florentinischen Styls, alle schwerfällige Ueberladung, besonders in der Fülle des oberen Baues, welche sich in der venetianischen Architektur häufig fand, ehe Sansovino und Palladio durch ihre unsterblichen Werke einen edleren und reineren Geschmack zur Geltung brachten.

Einsamkeit und Stille lagen um das alte Gebäude; die Hauptfront war in tiefe Dunkelheit begraben, nur aus einem einzigen, am äußersten Ende befindlichen Bogenfenster dämmerte ein trübes Licht. Hierhin lenkte der ankommende Cavalier seine Schritte.

Er mußte ein wohlbekannter Gast in diesen Hallen

sein, denn die Dienerschaft machte ihm ehrfurchtsvoll Platz, die Pforten öffneten sich, und ohne weitere Nachfrage eilte er die Treppe hinauf und trat ungemeldet in ein gewölbtes Gemach, das sich durch seine Stattlichkeit, aber auch durch Strenge in Vermeidung alles dessen auszeichnete, was an die luxuriöse Verweichlichung jener Zeit erinnern konnte.

Die Möbel waren mit Schnitzwerk und reichen Vergoldungen versehen, der Fußboden bestand aus dem feinsten Estrich mit eingelegten Figuren auf Marmorat, und zwei hohe Wandgemälde von Tintoretto stellten die Republik als Siegerin in der Schlacht bei Lepanto und die Vertheidigung Famagustas dar. Hingegen fehlten in diesem Gemach weiche Polster und Teppiche, so wie alle jene kleinen, modernen Zierathen, die einen Anstrich von Comfort geben, den das Alterthum entschieden zurückwies, das damalige Venedig in sybaritischer Ueppigkeit aber nicht mehr entbehren konnte.

Als der Fremde eintrat, befand sich der Gebieter dieses Hauses, der Senator und Chef des Rathes der Zehn, Renier Zeno, allein im Zimmer; er saß in einem hohen Armstuhl, das Haupt gestützt, und seine schlanke Gestalt erschien unter den reichen Falten eines schwarzen Gewandes noch hagerer. Der Schein der düster bren-

nenden Ampel vor ihm traf, während das Gemach im Halbdunkel blieb, sein Antlitz mit grellem Licht und verlieh den von Krankheit angehauchten Zügen, die, von Natur scharf und markirt, doch nicht ohne Regelmäßigkeit waren, eine geisterhafte Blässe. Das Auge blickte unruhig, und durch die Spuren der kaum überstandenen Todesgefahr: zwei breite, noch nicht völlig verharschte Narben über dem Auge und auf der Wange, bekam sein Ausdruck kalter Strenge ein Ansehen von finsterem Trotz.

Es war das Bild eines Mannes, der mit sich und der Welt zerfallen ist; eines Schwimmers, der vergeblich seine Kraft beim Ankämpfen gegen die Strömung erschöpft hat und nun matt und unzufrieden, obgleich noch immer nicht besiegt, das Haupt sinken und sich einen Moment von der hingleitenden Welle tragen läßt.

Bei den nahenden Schritten schaute er auf, und sein Blick erheiterte sich. „Antonio!“ rief er lebhaft, und man fühlte bei dem Wechsel des Mienenspiels, daß auch weiche Empfindungen seine gestählte Brust bewohnten. „Sei mir willkommen! Heute erwartete ich dich nicht mehr, und doch ist dein Besuch für mich von großer Wichtigkeit.“

Er ging dem Eintretenden entgegen, und beide schüttelten sich mit Herzlichkeit die Hand.

Der Cavalier Antonio Foscarini, der erst kürzlich von seinem Posten als Gesandter am französischen Hofe zurückgekehrt war, ließ den Mantel fallen, den er zur Verhüllung über die gebräuchliche schwarze Kleidung geworfen hatte. Als besonderes Ehrenzeichen trug er eine goldene Einfassung am Gürtel und auf der Schulter die goldene Stola, die sich von der gewöhnlichen Stola der Patrizier durch eine Borte am Rande unterschied und die Würde der Ritter vom goldenen Stern bezeichnete, ein Orden, der nur durch ausgezeichnete Verdienste um das Vaterland erworben werden konnte.

Zeno führte den Freund zu dem eben verlassenen Platz zurück, und als beide Männer neben einander standen, erschien Antonio Foscarini, obgleich sie im Alter vielleicht nur sechs bis acht Jahre verschieden waren, bedeutend jünger. Seine hohe Gestalt zeigte noch die Elasticität der Jugend, und wenn auch die Reife der Männlichkeit seiner breiten Stirn bereits ihr charaktervolles Gepräge aufgedrückt, denn auch er hatte das dreißigste Jahr überschritten, so war ihm dennoch ein Anflug von Jünglingsfrische geblieben, der den römisch geschnittenen Zügen einen eigenen Zauber

verlieh und mit der abgeschlossenen, menschenfeindlichen Herbheit Zeno's scharf contrastirte. In seinem Auftreten lag der gehaltene Ernst, welcher dem Venetianer im Allgemeinen eigen war, seinem Blicke wohnte die Schärfe der Beobachtung inne, aber gleichzeitig strahlte ein Feuer darin, das auf jugendlich schnelle Erregbarkeit der Gefühle und große Energie des Willens deutete.

„Ohne die Maske hätte ich meinen Besuch auch kaum wiederholen können," antwortete Foscarini. „Meine Schritte sind hier bewacht, aber ich mußte dich vor morgen noch sprechen."

„Deine Ankunft ist schon bekannt?"

„Heute habe ich mich im Collegio dem Fürsten vorgestellt und mein Memorial überreicht."

„Wie war dein Empfang?" fragte Zeno gespannt.

„Frostig; die Cornari wissen, daß ich nicht auf ihrer Seite stehe."

„Frostig?" wiederholte der Freund voll Unmuth. „Und doch kommst du als Sieger, hast deinem Vaterlande einen Dienst geleistet, wichtiger, als hättest du ihm zwei Schlachten gewonnen. Aber die Selbstsucht, das eigene leidige Interesse gilt ihnen mehr, als das Vaterland. Hätten sie dort oben gewußt, wie Alles

kommen würde, daß ich ihnen noch einmal kampfgerüstet gegenübertrete, sie hätten dich nicht zurückgerufen — jetzt nicht! .. Du bist eher gekommen, als der erlauchte Rath vermuthete."

„Ich habe genau die Befehle der Signoria befolgt," versetzte Foscarini. „Freilich beschleunigte die Nachricht von den schlimmen Ereignissen hier meine Reise nach Möglichkeit. Nun erzähle mir aber, wie das Alles gekommen! Unser Wiedersehen war gestern zu flüchtig — ich halte nur erst lose, abgerissene Fäden in den Händen." — Seine Brauen zogen sich zusammen, als sein Blick an den tiefen Wunden seines Freundes haften blieb. — „Ja, das heischt Genugthuung! Du hast ein Recht, sie von der ganzen Republik zu fordern, der Schimpf ist unerhört!" sagte er mit zusammengekniffenen Lippen.

„Genugthuung — für mich oder für mein Vaterland?" fragte Zeno, und sein Ausdruck wurde finsterer. „Mich dünkt, die Schmach trifft Venedig mehr, als mich... Dieses Gaukelspiel! Einen Preis auf den Kopf des Mörders zu setzen, sich den Anschein zu geben, als verfolgten sie ihn auf Leben und Tod, und — im Grunde nichts zu thun, als ihm die Wege zur Flucht offen zu halten! Meine Wunden sind noch nicht ver-

narbt, und er läßt es sich wohl sein unter den Augen der Republik."

„Wohin floh er?"

„Nach Florenz, und seine confiscirten Güter weiß der Doge unter den geschicktesten Vorwänden wieder an die Familie zu bringen. . . Warum sollte er nicht?" fügte Zeno mit giftiger Ironie hinzu. „Die Zehn stecken mit ihm unter Einer Decke, und die Gesetze, durch ihre Unantastbarkeit unser Stolz während acht Jahrhunderten, lassen sich in ihren Händen nach Gefallen modeln. . . Antonio, wir sind seit Kurzem bergab gegangen, so fort — und was Venedig groß, furchtbar und ruhmreich machte, ist nur noch ein Schatten. Du ahnst nicht, wie weit wir der alten republikanischen Strenge entrückt sind; überall Willkür, Eigennutz, Tyrannei — und alles Arbeiten dagegen war ein Pflügen auf steinigtem Boden, an dem nur die Werkzeuge sich stumpf rieben."

Zeno war der Cato Venedigs. Fest in seinen Grundsätzen, voll Klarheit und Einsicht in alle Staatsverhältnisse, verband er mit außerordentlicher Kenntniß der Rechte und Pflichten jedes Amtes einen streng rechtlichen Sinn, aber sein Geist war unruhig und reizbar, sein Wille rücksichtslos. Von Jugend auf nach

den Begriffen der Freiheit erzogen und ein unversöhnlicher Feind unpatriotischer Gesinnung, unwürdiger Ränke, griff er die Mißbräuche schonungslos an, wo er sie fand; weder die Drohungen der Großen, noch eigene Gefahr schreckten ihn. Einen so freien Mann konnte die Republik nicht mehr ertragen, und Zeno's Leben verging gleich dem jenes strengen römischen Censors in stetem Wechsel von Anklagen und Angeklagtwerden.

Es war eine Pause entstanden. Beide Freunde hatten Platz genommen; die Bedienten brachten Kerzen und Wein.

„Ich glaube dir", sagte Foscarini, sobald sie sich wieder allein befanden. „Und was das Schlimmste ist, auch nach außen fangen die inneren Schäden an zu wirken. Wir können die alte Energie nicht mehr entwickeln, und man verlernt es, den Löwen von San Marco zu fürchten. Das Zögern und Schwanken in unserer Politik ist jenseit der Alpen nur zu bekannt; darum hatte ein Bündniß mit Venedig wenig Verlockendes für Frankreich, und Spanien gebahrt sich, als wäre Italien der Schemel seiner Füße. . ."

„Dem Heiligen sei Dank, daß der Traktat glücklich zu Stande gekommen!" versetzte Zeno voll Eifer.

„Dieses Bündniß war eine Lebensfrage für uns. Du hattest Richelieu gegenüber einen schweren Stand, und Anerkennung . . . "

„Anerkennung!" fiel ihm Foscarini ins Wort, und seine Lippe zuckte in verletztem Stolze. „Die Anerkennung der Signoria kann mich nicht die Beleidigung vergessen machen, die meinem Vaterlande in der Person seines Vertreters widerfuhr. Spanien hat sich geweigert, uns fortan den Rang der Könige einzuräumen, und in Wien läßt man es mit heimlicher Schadenfreude geschehen.... Renier," fuhr er nach kurzer Pause fort, „ich habe nichts gescheut, um mich des Vertrauens, das mein Vaterland bei dieser schwierigen Sendung in mich setzte, würdig zu zeigen; aber bei allen Heiligen! die Republik hätte ehrenwerther gehandelt, statt wieder auf Frankreichs Beistand zu warten und ruhig zuzusehen, wie spanischer Uebermuth unsere Gränzen anzutasten wagt, einmal, der eigenen Kraft vertrauend, dem Ausländer die Stirn zu bieten! Dadurch, daß wir die Kränkungen mit eitlem Schaugepränge verdecken, fortfahren, die Hochzeit mit dem Meere zu feiern, auf welchem die Flagge von San Marco kaum mehr respektirt wird, werden wir Venedigs Sinken von einer Großmacht zur Scheinmacht nicht aufhalten."

Zeno war aufgestanden und heftig durch das Zimmer geschritten; ein rother Rand hatte sich um seine Wunde gebildet, in seinem Auge loderte dunkles Feuer.

„Glaubst du, ich sei für die Schmach meines Vaterlandes unempfindlich? blind für die Gefahren, die im Schooße der veränderten Weltlage sich für uns entwickeln?“ fragte er mit bebender Lippe. „Aber wir können jetzt nichts thun, denn Uneinigkeit und Gährung im Innern sind zu groß: die Mißbräuche der Zehn im Verein mit der Herrschsucht der Cornari'schen Partei haben den Staat für eine Revolution reif gemacht. In solcher Krise ein Krieg mit Spanien, und Venedigs Untergang wäre gewiß. .. Aber es soll anders werden, so wahr mir Gott helfe!“ setzte er mit Entschlossenheit hinzu.

Antonio blickte besorgt vor sich nieder. „Was brachte eigentlich die Sache jetzt zum Ausbruch? Was trieb Giorgio Cornaro zu dem verzweifelten Schritt?“ fragte er. „Die Streitigkeiten mit dem Dogen waren ja, so viel ich weiß, beseitigt.“

Zeno's Lippe krümmte sich verächtlich. „Theils Rache, weil seine Söhne aus dem Senat ausscheiden, der Doge selbst sich einen Verweis von mir gefallen lassen mußte, theils Furcht, daß ich wieder Chef des

Rathes werden und ihre neuen Gesetzwidrigkeiten angreifen könnte."

Foscarini sah ihn fragend an, und Zeno fuhr fort: „Des Dogen ältester Sohn trägt den Purpur, ohne daß der Große Rath darum befragt wurde; bei dem andern duldet er, zum Scandal der Republik, den offenkundigen Waaren- und Wechselhandel, für den dritten sucht er Beneficien im Auslande, während doch Querini erst jüngst verbannt wurde, weil das Tribunal ihn in Verdacht hatte, sein Bisthum erschlichen zu haben... So ließe sich ein ganzes Register von Vergehungen aufzählen. Ich war fast der Einzige im Rathe, der ihnen das Widerspiel hielt. Sobald es daher durch die schändlichsten Cabalen gelang, mich zu verdrängen, hatten sie freies Feld, und nun wurden die Gesetze dreist durchlöchert. Aber so lange ich lebte, standen sie nicht sicher; der Adel ist auf meiner Seite, und wie sehr auch eingeschüchtert und geknechtet, behält er doch in seinem Stimmrecht seine Kraft. Darum griff Giorgio Cornaro zu dem bekannten Mittel der Medici."

Es entstand eine Pause. „Du bist entschlossen, deine Klage vor den Großen Rath zu bringen, und zwar schon morgen?" fragte Foscarini.

„Ich bin es!" entgegnete Zeno. „Diesem sou-

verainen Staatskörper gebührt allein die Entscheidung. Bei dem Tribunal der Zehn, das während meiner Krankheit die Angelegenheit vor sein Forum gezogen, war kein Recht zu erwarten; die Thäter können nicht Richter sein...... Was der Senat einst Pius IV. antwortete: „Wir werden stets Sclaven unserer Gesetze bleiben, um stets frei zu sein“, diese Worte will ich dem Herzog vor dem ganzen Adel in das Angesicht schleudern; dieser mag richten zwischen ihm und mir.“

Foscarini sah gedankenvoll vor sich nieder. Dann stand er auf, und vor seinem Freunde stehen bleibend, sagte er mit tiefem Ernst:

„Ich rathe dir nicht ab, denn ich fühle wie du; dein Patriotismus hat mich schon als Jüngling durchglüht, an deiner Strenge und Erfahrung reifte mein schnell bewegtes Gefühl zu mannhafter Festigkeit. Renier, ich stehe zu dir, wie es auch kommen mag, nur übereile nichts!..“

Zeno drückte ihm die Hand. „Du stehst zu mir“, unterbrach er den Freund in tiefer Bewegung. „Ich weiß, in deiner Brust schlägt ein Heldenherz. Antonio, die Axt hat meinen Stamm hart am Marke getroffen, seine besten Aeste sind zersplittert, die Lebenskraft ist vor der Zeit erschöpft. Sollte er verdorren, ehe das

begonnene Werk zu Ende geführt ist, so schwöre mir, daß du, getreu deinem Wort, den Kampf für Freiheit und Gesetz durchführen, zu mir halten willst gegen die Cornari bis auf den letzten Blutstropfen!"

Foscarini sah ihn an. „Meine Freundschaft, meine Ueberzeugung, mein ganzes Leben sind dir Gewähr dafür."

„Schwöre es mir!" drang Zeno mit der ihm eigenen Beharrlichkeit heftiger in ihn.

„Wenn es dich beruhigt, warum nicht?" erwiederte Antonio gelassen. „Ich gelobe damit nur, meinem bessern Selbst getreu zu bleiben. Da ist meine Rechte. Aber, Renier, übereile nichts! Bedenke deine frühere Gefangenschaft, und daß der letzte Angriff gegen den Dogen dir fast das Leben gekostet hat. Alles steht jetzt auf Einen Wurf: es ist ein Schritt auf Leben und Tod. Laß die Versammlung morgen noch vorübergehen; mein Anhang ist groß, ich will erst meine Freunde auf das, was da kommen wird, vorbereiten."

„Warum warten?" fragte Zeno. „Welchen günstigeren Zeitpunkt könnte es für mich geben? Meine Wahl zum Chef des Rathes der Zehn ist unter den jetzigen Umständen ein Vertrauensvotum der ganzen Republik, ein entschiedener Sieg über meine Feinde, die Himmel und Erde in Bewegung setzten, sie zu hindern.

Als Vorsitzender ist es meine Pflicht, ohne Zögern den Herzog zur Verantwortung zu ziehen."

„Sichert diese Pflicht dir auch den Erfolg? Zeno, du hast zu viel Feinde — schlägt es fehl, so ist Alles verloren."

Sie wurden hier durch den Eintritt eines Dieners unterbrochen, der den Senator Bembo meldete.

„Mein Schwager!" rief Zeno erfreut. „Das trifft sich gut. Führ' ihn herein! . . ."

„Das trifft sich gar nicht gut," murmelte Foscarini für sich.

„Weißt du," fuhr jener zu ihm gewandt fort, „daß Bembo jetzt im Rathe Seiner Hoheit sitzt? Wieder ein Sieg, der meinem Unternehmen zu Gute kommt."

„Halt einen Augenblick!" bat Antonio, der unschlüssig gestanden. „Bist du seiner auch gewiß? So viel ich ihn kenne, haben nicht seine Fähigkeiten ihn zu dieser Stellung geführt; Renier, wenn es Intrigue — wenn es Treulosigkeit und Verrath gewesen? . . ."

„Was willst du damit sagen?" fragte Zeno befremdet. „Ob ich seiner gewiß bin — des Bruders meiner verstorbenen Gattin? so gewiß, wie meiner selbst!"

Antonio theilte ihm nun in wenigen Worten die Vermuthung seines Gondoliers mit.

Der Freund lächelte ungläubig. „Das ist ein Irrthum! Ich will nicht sagen, daß ich von Bembo große patriotische Thaten erwarte; sich selbst weich zu betten, ist seine erste Sorge — aber der Redlichkeit wird er darum nicht untreu. Mit den Cornari hat er niemals verkehrt; meine politischen Feinde waren auch die seinigen. ... Er ließ sich meine Wahl als Capo sehr am Herzen liegen,“ setzte Zeno hinzu, der aufgestanden war, dem Angemeldeten entgegen zu gehen.

Fünftes Kapitel.

Die Thüren wurden geöffnet, und mit Signor Bembo fast gleichzeitig erschien auch der Staatsrath Contarini, dessen Tochter Zeno zur zweiten Gemahlin besaß.

„Mein edler Vater — auch Ihr! Seid herzlich gegrüßt!" rief der Wirth angenehm überrascht, der sich zuerst an den letzteren wandte, einen Greis mit weißen Haaren, in dessen Erscheinung sich Würde und Friedfertigkeit vorzugsweise aussprachen. „Willkommen auch Bembo, mein Bruder! Vor der beginnenden Schlacht sammeln sich die Anhänger unter gleicher Fahne."

Bembo, der in geräuschvoller Weise auf Zeno zuging und ihm mit beredten Versicherungen die Hand schüttelte, war ein Mann Anfangs der Vierziger. Er trug die rothe Magistrats-Robe, und obgleich seine Gestalt etwas zum Embonpoint neigte, so entbehrte sie

doch keineswegs des athletischen Ebenmaßes. Uebrigens konnte er für hübsch gelten; seine Gesichtsfarbe war frisch, sein Haupthaar voll, und ein sorgfältig gepflegter Bart kräuselte sich um Kinn und Wange. Aber im Bau des Mundes und der dicken, aufgeworfenen Lippen trat ein Zug unverkennbarer Gemeinheit hervor, wie überhaupt in seinem ganzen Wesen Hochmuth, Eitelkeit und ein sichtliches Wohlgefallen an sich selbst unangenehm berührten. Er gehörte zu den Menschen, die man im ersten Augenblick für unbedeutend und darum für ungefährlich, ja, selbst für gutmüthig zu halten versucht ist; doch entdeckte strengere Prüfung etwas Hämisches hinter dem süßlichen Lächeln, das in Zweifel ließ, ob nicht bei leidenschaftlicher Erregung die ganze Brutalität dieser Natur in eben so feiger als boshafter Weise hervorbrechen könnte.

„In Signor Foscarini findet Ihr einen alten Bekannten und einen Freund aller Patrioten," fuhr Zeno, die Fremden zum Tische führend, fort, dem, trotz der rücksichtslosen Strenge im öffentlichen Leben, im Privatkreise eine entschieden gemüthvolle Seite nicht fehlte.

„Ihr habt die glänzende Laufbahn Eures Großvaters betreten, mein junger Senator," sagte mit väterlichem Wohlwollen Contarini, indem er sich dem

Gesandten näherte. „Seine ersten Lorbern erntete Marco Foscarini auf seiner Gesandtschaft zu Rom; es galt damals, den erzürnten Papst zu versöhnen. Dieses Reis wuchs zum Baum, unter dem der Dictator von Candia im Alter Schatten fand. Er war mein theurer Freund, und gern gedenke ich seiner. . . Ihr," fuhr er nach augenblicklicher Pause fort, „habt dem großen französischen Minister gegenüber Euer Probestück bestanden, der Senat wird Euch als würdiges Mitglied gern in seiner Mitte empfangen."

Antonio verneigte sich tief. „Ich wünsche, daß das Bündniß mit Frankreich für San Marco alle die Vortheile in sich schließt, welche man gegenwärtig davon erwartet," antwortete er ernst.

Auch Bembo, der Foscarini schon im Collegio begrüßt hatte, wußte in seine Rede Schmeicheleien zu flechten.

Antonio blieb den Abend über ungewöhnlich still; er rückte, während die Männer um den Tisch Platz nahmen, ein wenig in den Schatten, so daß er Bembo, der ihm gegenüber saß, unbemerkt im Auge behalten konnte.

„Wie geht es dir, mein Sohn?" fragte Contarini seinen Tochtermann. „Du siehst noch immer recht krank

aus. Ganz Venedig nimmt Antheil an deiner Wahl und blickt mit Vertrauen auf dich.“

„Es hat Anstrengung gekostet, ihn durchzubringen,“ bemerkte Bembo mit Wichtigkeit. „Wie ist es, Schwager, werdet Ihr morgen auf der Rednerbühne gegen die Cornari auftreten?“ fragte er, indem er nach seiner Gewohnheit mit den lebhaften schwarzen Augen zwinkerte.

„Wenn ich nicht vor Euch wortbrüchig werden will, so muß ich schon,“ entgegnete Zeno scherzhaft. „Ihr hieltet Euer Wort, jetzt ist die Reihe an mir.“

Bembo räusperte sich.

„Du solltest erst völlig gesund werden, mein Sohn; solche Kämpfe erfordern die ungetheilte Kraft,“ bat der alte Senator. „Denke an den Jammer deiner Familie — die Gefahr ist kaum überstanden, und . . .“

„Venedig liegt schwerer krank, als ich,“ versetzte Zeno mit dem Stoicismus eines Römers. „Ich blutete aus vierzehn Wunden, Venedig hat kaum ein gesundes Glied.“

„Hm, also soll es wirklich losgehen?“ meinte Bembo, der die Figuren auf dem Fußboden betrachtete.

„Ihr seid auch meiner Meinung, edler Senator?“ fragte ihn Contarini.

„Er gewiß nicht!“ warf Zeno ein. „Mein Schwager

war es gerade, der mir das Versprechen abnahm, sobald meine Wahl als Capo entschieden wäre, die Angelegenheit nicht länger ruhen zu lassen."

Foscarini's Blicke richteten sich gespannt auf Bembo.

„Die Entschlüsse sehen immer anders aus, wenn sie zur That reif sind, als so lange sie noch unbestimmt und farblos im Kopfe hin und her schwanken," antwortete dieser ausweichend. „Es ist und bleibt ein schlimmer Handel, und wer nicht wagt, läuft auch nicht Gefahr, denn der Ausgang macht oft die klügsten Berechnungen zu Schanden... Da aber Ausreden hier nichts hilft, so sage ich: schleuniges Handeln ist besser als langsames Ueberlegen."

Zeno sah den Sprecher stutzig an. Das Blut stieg ihm in die Schläfe, seine Lippen öffneten sich zu einer beißenden Antwort, er verschluckte sie aber und schwieg.

„Ich bin nicht Eurer Ansicht, Eccellenza; ein Schritt wie dieser will sehr sorgfältig überlegt sein," bemerkte Foscarini. „Erst die Waffen prüfen, ehe man den Angriff unternimmt. Durch seinen Freimuth, mit dem Zeno ohne Ansehen der Person das Laster verfolgt, hat er sich die großen Familien fast sämmtlich verfeindet; er besitzt wenig Freunde im Staatsrathe, nur Gegner im Rathe der Zehn..."

Der Sprecher hielt inne und sein Falkenauge ruhte durchdringend auf Bembo, der den Blick mit glattem Lächeln aushielt.

„Delfino, Pesaro, Gradenigo," fuhr der Gesandte fort, „haben ihm den Untergang geschworen. Die Donati werden nicht vergessen, daß einer ihrer Brüder durch ihn geächtet ward . . . "

„Sag' durch seine Betrügereien," fiel ihm Zeno in die Rede, und Bembo war dadurch einer wahrscheinlich unbequemen Antwort überhoben. „Donato hatte als Gesandter am Turiner Hofe die Subsidiengelder, die wir dem Herzog von Savoyen zahlten, zu seinem eigenen Nutzen verwendet . . . "

„Gleichviel, du decktest den Frevel auf und drangst auf die Bestrafung; und alle Donati sind seitdem mit den Cornari eng verbündet. . . . Wie stehst du mit dem Staats-Inquisitor Molino? Ich habe ihn leider noch nicht aufsuchen können."

„Ich gehöre weder zu seinen Freunden, noch denke ich auch zu seinen Feinden, und eigentlich bin ich mit Beidem zufrieden," antwortete Zeno.

Antonio sah ihn fragend an, und jener setzte hinzu:

„Als Feind halte ich Molino für gefährlich, als

Freunde stimmen wir in unseren politischen Ansichten zu wenig überein."

„Du weißt, ich hielt immer große Stücke auf ihn," sagte Foscarini, den ein Ereigniß aus den Knabenjahren, wo er Molino von Todesgefahr errettet, mit Banden an denselben gekettet hatte, welche nur schwer wieder im Leben zerreißbar sind.

„Er besitzt auch die Energie und den Geist zu großen Dingen; brauchte Venedig einen König, so wäre er am Ort, und Italien, das unter Zwiespalt und dem Joch der Fremden seufzt, würde es segensreich empfinden. . . In der Republik taugt er nicht," versetzte Zeno, der nie, um keiner Rücksicht willen, seine Meinung zurückhielt.

„Er neigt doch nicht auf die Seite der Cornari?" fragte Antonio schnell, dem es bei des Inquisitors außerordentlichem Einfluß wichtig war, Näheres über dessen Verbindungen zu erfahren.

Bembo, an den er die Frage vorzugsweise richtete, zuckte die Achseln.

„Gewiß nicht!" meinte Zeno. „Mich kümmert es übrigens wenig; ich bin des Großen Rathes sicher, und das genügt."

„Verlaß dich nicht zu sehr auf den armen Adel,“ warnte Foscarini. „Seine Selbständigkeit ist gebrochen, seit seine Armuth ihn käuflich machte . . . und man es in den hohen Collegien verstand, seiner Stimme ihr früheres Gewicht zu nehmen,“ fügte er leiser hinzu.

„Er schützte mich schon einmal,“ erwiederte Zeno mit Zuversicht. „Wozu Stimmen werben?“ fuhr er fort, und die Worte waren charakteristisch für ihn. „Das überlaß ich denen, die eine schlechte Sache vertheidigen; für mich spricht das Recht. Der Allmächtige ist mein Zeuge, daß ich nicht aus Rache handle, sondern als Bürger und Patriot: nicht weil sie mir nach dem Leben trachteten, nur um dessentwillen, was sie an den Gesetzen verbrachen, fordere ich Rechenschaft. Darum bin ich auch der Mehrzahl des Adels gewiß, der gleich mir über die Bedrückungen murrt und erkennt, daß es nur darauf abgesehen ist, ihm seine letzten Vorrechte zu entreißen und die Republik zum Eigenthum einiger weniger Familien zu machen.“

„Eines echten Volks-Tribunen würdig!“ rief Bembo mit hämischem Lächeln. „Vertheidigt das Recht, und Venedig wird Euch zu Füßen liegen. Eure Feinde sind unvorbereitet — solche Waffen müssen sie vollends einschüchtern . . .“

„Die Cornari einschüchtern?“ unterbrach ihn Foscarini, und seine Lippe verzog sich zu einem sarkastischen Ausdruck. Er wollte noch etwas hinzufügen, als der Secretario des Rathes der Zehn, Signor Franceschi, unangemeldet, wie das bei dem höchsten Tribunal Gebrauch war, in ihrer Mitte erschien, Zeno eine Schrift einhändigte und sich dann, ohne eine Antwort abzuwarten, wieder entfernte.

Der Chef löste überrascht das Siegel. Doch kaum hatte er einen Blick auf das entfaltete Blatt geworfen, als er aufstand und sich nach dem anderen Ende des Zimmers begab, wo er aufmerksam die Schrift durchlas, während die Gäste fortfuhren, sich halblaut zu unterhalten, und sein Schwager nicht unterließ, ihn verstohlen zu beobachten.

Nachdem Zeno gelesen, kehrte er scheinbar ruhig zu den Freunden zurück, aber seine Gesichtsfarbe war fahl wie Asche. Antonio gewahrte es, enthielt sich jedoch jeder Bemerkung aus Rücksicht für Bembo; nicht so der alte Senator, der das Mißtrauen gegen den Staatsrath nicht kannte.

„Ihr könnt selbst lesen,“ antwortete Zeno auf dessen Frage nach augenblicklicher Ueberlegung. „Der Doge verbietet mir durch den Rath der Zehn, unter Androhung

der Ungnade dieses letzteren, im Großen Rath Angelegenheiten zu berühren, die schon im Rath der Zehn entschieden sind; nichts wider den herzoglichen Eid vorzubringen, auch gegen Niemanden anzüglich zu sprechen — mich überhaupt aller Schritte zu enthalten, die Unruhe nach sich ziehen könnten..... Bei allen Heiligen! das beste Mittel, die Verbrechen in der Stille nisten und die Wahrheit nicht mehr an das Tageslicht kommen zu lassen!"

Hastig und aufgeregt durchschritt er das Zimmer.

Die Staatsmänner sahen sich an; auch Bembo, ob aufrichtig oder erheuchelt, trug Ueberraschung zur Schau.

„Das ist ein ernstes Vorspiel," sagte Contarini erschrocken. „Was auch kommen mag, es hält ihnen die schlimmsten Wege offen. Mein Sohn, solchem Befehle trotzen, bringt den Tod und... "

„Ihm gehorchen — die Knechtschaft!" ergänzte Zeno, der in sich gekehrt noch immer auf und nieder ging. Dann blieb er stehen. „Ich bin entschlossen," sagte er fest. „Wer hat hier ein Recht, mir zu befehlen? Sie wollen mir eine Falle legen, das ist sicher, aber ich zerreiße ihre Netze."

„Renier, übereile dich nicht. Dies ist nicht der rechte

Moment, zu entscheiden," bat Foscarini, der Bembo in Ungewißheit zu lassen wünschte.

Er sowohl wie Contarini hatten die Schrift aufmerksam durchlesen.

„Die Grundsätze, die auf diesem Blatte zur Geltung kommen," sagte kopfschüttelnd der letztere, „werfen die Gesetze der Republik über den Haufen: der Rath der Zehn maßt sich das Recht über Fälle an, deren Entscheidung von Alters her dem Großen Rath allein gebührte."

„Sie vernichten die letzte Freiheit des Adels!" rief Zeno entrüstet. „Nur die schamloseste Tyrannei konnte solche List ersinnen. Gibt es für den Kläger ein verfänglicheres Verbot, als das, wider Niemanden anzüglich zu reden? Zeigt mir eine Anklage, die nicht so gedeutet werden könnte?"

„Nicht bloß, daß sie damit der Entscheidung des Großen Rathes ausweichen, dessen Unparteilichkeit sie fürchten, durch dieses Blatt tritt die Angelegenheit überhaupt in eine neue Phase," bemerkte Foscarini, der sich bis dahin jedes Urtheils enthalten hatte. „Der Prozeß des Dogen wird durch die Einmischung der Zehn zur Nebensache, der Kläger zum Angeklagten. Du stehst hinfort nicht mehr den Cornari, sondern dem

Rath der Zehn gegenüber. .... Renier, noch Niemand hat glücklich geendet, der gewagt, sich dem höchsten Tribunal zu widersetzen."

Zeno stand nachdenkend. „Schwager, was sagt Ihr zu diesem Kunststück der Cornari?" fragte er, über dessen Zurückhaltung betroffen.

Bembo zuckte die Achseln. „Ein kühner Wurf, den nur wagt, wer seines Zieles gewiß ist," antwortete er zögernd. „Euch rathen, heißt ins bodenlose Faß der Danaiden schöpfen, sonst würde ich sagen: Ihr könnt einmal die Welt auf Euren Schultern nicht festhalten, so laßt sie ruhig weiter rollen. . . Drückt ein Auge zu und lebt in Frieden," setzte er hinzu, dem jedenfalls mehr daran lag, die Absichten der Anwesenden zu hören, als durch Ueberredung auf Zeno zu wirken.

„Entscheide noch nichts!" warnte Foscarini zum zweiten Male, der kaum mehr zweifelte, daß der Verräther unter ihnen saß.

Zeno sah seinen Schwager an; wie glatt auch dessen Lächeln war, es erstarrte vor diesem durchdringenden Blick. „Laß mich, es schreckt mich nicht," sagte er zu Foscarini, als ob er in der Seele des Anderen gelesen, und Erhabenheit leuchtete aus seinem Auge, vor

dem die engherzigen Intriguen seiner Feinde verschwanden und das Wohl der ganzen Republik sich bewegte: „Es ist hohe Zeit, einzugreifen, soll Venedig nicht einem ruhmlosen Verfall entgegengehen. Wohin hat uns das jetzige System geführt? Sonst stark und mächtig, erhielten wir das Gleichgewicht in Italien, boten Frankreich und Spanien die Spitze, besiegten die Flotten der Türken, trotzten kühn den Interdicten der Päpste; jetzt — zufrieden, wenn es Europas Fürsten gefällt, uns unter den alten Bedingungen weiterleben zu lassen, beschränken wir unseren ganzen Ehrgeiz darauf, in Gemächlichkeit zu genießen, was unsere Väter mit ihrem Blute erwarben. Während Staaten wie Holland verjüngt uns überflügeln, ist bei uns Stillstand und Lähmung, die dem Todesschlafe gleichkommen. Nicht alle Ursachen dieses Rückschrittes liegen in unserer Hand — wir können den Lauf der unserem Gedeihen feindlichen Weltbegebenheiten nicht aufhalten, — aber viele gewiß: Verweichlichung und Sittenverderbniß zehren wie ein Krebsschaden am Adel; ruhmsüchtig, mit ungemessenem Dünkel, wollüstig und versunken in Ausschweifungen, ist er, der statt des früheren Patriotismus nur noch der Herrschsucht und dem Eigennutz fröhnt, allmälich für die Knechtschaft gereift. So

konnte der Despotismus der Zehn seine furchtbare Höhe erreichen und, indem er die Kurzsichtigen und Schwachen schreckt, die Kühnen vernichtet, mit der Familien-Oligarchie dreist Hand in Hand geht, den Grundpfeiler der Republik, die aristokratische Gleichheit, zertrümmern...

„Die Monarchie,“ setzte Zeno nach einer Pause hinzu, „kann mit der Willkür noch bestehen; die Republik nie: erst ein Glied verschoben in der Kette der Gesetze, und der Kitt löst sich, die Steine fallen morsch auseinander; wir haben es an Genuas Schicksal gesehen, Florenz zeigt es uns heute.“

„Also gehört Ihr auch zu den Neuerern, die an die Abschaffung des Tribunals denken?“ fragte Bembo mit heimtückischem Blick.

Antonio Foscarini fuhr empor; erschrocken wollte er Zeno ins Wort fallen, denn er fürchtete eine denselben compromittirende Antwort. Doch dieser machte eine beschwichtigende Bewegung, während seine große Seele sich in seinem Ausdruck spiegelte.

„Ich brauche mit meiner Meinung nicht zurückzuhalten, denn Gehorsam gegen die Gesetze verehre ich

als die erste Tugend des republikanischen Bürgers," entgegnete er mit einfacher Würde.

Bembo biß sich in die Lippe, und sein Schwager fuhr fort:

„Unsere Republik ist mit einer aus vielen Rädern bestehenden Uhr vergleichbar; sie wird im Gange erhalten, wenn jedes Rad seine Pflicht thut und die anderen in ihrem Laufe nicht hemmt. Setzt sich Rost an einen Zahn oder wird der Zahn zu lang, so kommt die ganze Maschine in Unordnung. Die Räder unserer Republik sind die verschiedenen Kollegien, den Rath der Zehn einbegriffen; thun sie nicht ihre Schuldigkeit, so muß der Große Rath, als Träger der eigentlichen Souverainetät, sie in Ordnung halten. Das, Signore, ist meine Ueberzeugung, und ‚in Ordnung halten' denk' ich, heißt nicht abschaffen oder zerstören."

Foscarini war aufgestanden. „Renier, ich habe nichts mehr zu sagen, du hast mein Wort," sprach er mit tieferem Klange im Ton und so leise, daß die Anwesenden ihn nicht verstanden. „Aber denke an Bernhard Capello: wie du, war er Capo des erlauchten Rathes; er wollte, was du willst, und sein freimüthiges Handeln brachte ihm den Untergang. Verschwörungen und Revolutionen haben diese Hydra nicht ausrotten

können, die, wie durch das Blut ihrer Opfer genährt, nur vielköpfiger wieder erstand."

Er reichte dem Freunde die Hand, verabschiedete sich dann von den Uebrigen und verließ das Gemach.

Sechstes Kapitel.

Foscarini fand seinen Gondolier in der unteren Halle seiner wartend.

Indem der Cavalier die zum Wasser führenden Stufen hinabstieg, theilte ihm Vertuccio mit, daß er jetzt seiner Sache ganz gewiß sei und der Vermummte wirklich der Senator Bembo gewesen.

„Dort, Eccellenza, weiter unten liegt seine Gondel," fuhr er fort. „Nachdem ich ihn in seinem Amtskleide hatte aussteigen sehen, betrat ich wie aus Versehen das Fahrzeug und fand darin denn auch denselben Mantel, den er auf der Piazza getragen."

Der Nobile nickte ihm mechanisch zu. Er erfuhr nichts Neues, und seine Gedanken waren, über den Verrath hinaus, schon mit den Folgen desselben beschäftigt.

Vertuccio, der mit dem seinem Stande eigenen

Scharfblick sogleich merkte, daß sein Gebieter verstimmt war, setzte nicht ohne Besorgniß hinzu, daß Bocconio eben zurückgekehrt und in seinem Unternehmen glücklicher gewesen sei, als es sich hätte vermuthen lassen.

Foscarini sah ihn fragend an. Durch den Schatten, den die düstern Zustände seines Vaterlandes über seine Züge geworfen hatten, zuckte plötzlich ein heller Strahl, gleich dem Blitz aus nächtlichem Himmel; seine Seele war schnell von der neuen Vorstellung ergriffen, ohne daß doch der ernste Eindruck des eben verklungenen Gespräches sich schon verwischen ließ.

„Wo ist er?“ fragte hastig der Nobile.

Bertuccio deutete auf die zur Seite liegende Gondel, welche Bocconio eben im Begriff stand, von einem der Pfähle loszumachen, die sich längs der Paläste zur Befestigung der Fahrzeuge befinden. Er hatte den Patrizier schon gesehen und war im nächsten Augenblick an dessen Seite.

„Du bringst mir Bescheid wegen der Barke?“ begann Foscarini, dem es sichtlich unangenehm war, einen Diener, den er noch nicht lange kannte, in ein Geheimniß so zarter Natur eingeweiht zu wissen.

„Eccellenza, ich verfolgte sie bis nach San Polo vor den Palast Cornaro, in welchen die Herrschaften eintraten.“

„Cornaro!...“ wiederholte der Gesandte, und sein Ton verrieth fast Bestürzung, indem er, der eben in die Gondel eintrat, sich schnell dem Sprecher zuwandte. „Cornaro — nicht möglich! Blieben sie dort? ich meine, gehörten sie dort zu Hause?“

„Monsignore, ich denke, ja.“ Bocconio sah seinen Gebieter von der Seite an, und ein halb verschmitzter, halb furchtsamer Blick schoß aus seinem schwarzen Auge, während er hinzusetzte: „Ich sprach die junge Signora.“

„Wer hat dich das geheißen?“ fuhr Foscarini ihn heftig an. „Wie kamst du dazu?“

„Vergebung, Eccellenza! mein Auftrag war es nicht, aber ich dachte meine Sache gut zu machen. Sie selbst redete mich an.“

Der Nobile machte seinem Diener ein Zeichen, fortzufahren, indeß er die Ueberraschung in seinem Antlitze kaum unterdrücken konnte.

„Beim Einbiegen in den Rio della Madonna that ich, als ob das Rudern meine Feiertagsarbeit wäre, und stieß so ungeschickt an ihre Barke, daß Alle darin in die Höhe fuhren, und die Gondolieri mich mit einer ganzen Ladung Maledettos und Sacramentos überflutеten,“ berichtete Bocconio mit vieler Selbstzufriedenheit. „Ich lachte mir ins Fäustchen, denn ich hatte

erreicht, was ich wollte: die Signora sah sich nach mir um, und ich merkte bald, daß sie mich wiedererkannte. Meine Schuldigkeit ist gethan, nun ist's an ihr, dachte ich, und wartete meine Zeit ab. Die Herrschaften traten in den Palast ein; meine Gondel schaukelte auf dem Rio, aber keine Welle schlug an die Pfähle, ohne daß mein umherspähendes Auge ihrem leisen Gange folgte..."

„Es hat dich doch Niemand gesehen?" unterbrach ihn der Patrizier.

„Keine Ratte kümmerte sich um mich. Aber dauerte das lange! Potztausend, ich hätte ein Dutzend Mal alle meine Sünden herbeichten können! Endlich bemerkte ich die Dame auf einem niedrigen Balkon, der sich an der Seitenmauer des Palastes über dem schmalen Wasser erhebt. Im Nu war ich unten. Nachdem sie mich eine Minute lang beobachtet hatte, als ob sie der Sache noch nicht recht traue, bog sie sich nieder, winkte mich noch näher heran und fragte, ob ich ihrer Barke mit Absicht gefolgt wäre, aber so leise, als wenn die Worte sich schämten, an das Tageslicht zu kommen. Als ich es bejahte, wollte sie wissen, wer mich dazu veranlaßt habe. Ich antwortete: mein Gebieter. — Ob mein Gebieter derselbe Cavalier sei, der ihr gestern einen so

großen Dienst geleistet, und ob er Bembo heiße und zu den Räthen der Signoria gehöre? — Ich hätte beinahe laut aufgelacht, wenn sie nicht dabei ausgesehen, als ob ihr die Worte in der Kehle stecken geblieben, und sie daran ersticken müßte."

Der Nobile stutzte bei dem Namen Bembo, aber wie räthselhaft ihm dies auch erschien, er bezwang sein Staunen. „Nanntest du meinen Namen?" fragte er.

„Zu dienen, Eccellenza! Das brachte aber auf die Signora eine Wirkung hervor, als wäre ein Wetterstrahl aus heiterem Himmel herabgefahren. Als ich auf ihre weiteren Fragen auch bestätigte, daß Euer Gnaden derselbe Foscarini wären, der eben aus Frankreich zurückgekehrt sei, bedeckte sie die Augen mit beiden Händen und stand da, so geschlagen, wie eine junge Nonne, die, zur Einkleidung bereit, das Schermesser an ihrem Haupte fühlt. Bald sah sie mich an, bald die Wellen zu ihren Füßen; sie schien mit sich uneins, wie Einer, der will und nicht will. Auf einmal fragte sie, ob ich keinen Auftrag für sie habe, und da ich verneinte, schien sie noch unschlüssiger, als vorher. Sie redete etwas, das ich sicher nicht alles hören sollte, auch im Zusammenhang so wenig begriff, als wär' es Hebräisch oder Türkisch. . . ."

„Was verstandest du davon?“ fragte der Patrizier, und sein dunkles Auge glänzte in seltsamer Spannung. „Besinne dich!“

„Fast klang es wie eine Entschuldigung,“ antwortete der Diener. „Sie habe etwas auf dem Herzen, das sie sehr beunruhige — Euer Gnaden hätten ihr das Leben gerettet, und wenn Ihr Signor Foscarini wäret, so müßte sie Euch etwas Wichtiges mittheilen. Dann redete sie von ihrem Vater und Oheim, und Ihr solltet ja Eures letzten Wortes eingedenk sein, aber bald! Ihr dürftet darum nichts Böses von ihr glauben — es geschehe um Euretwillen, und sie hoffe darauf wie auf die Hülfe der gnadenreichen Jungfrau.

„Das sollte ich meinem Gebieter melden, wenn er mich fragte; aber fragte er nicht, so dürfte ich gar nichts sagen. Sie wurde dabei blutroth, wie Pfirsichen auf der Zuecca, und schärfte mir das Gebot so nachdrücklich ein, als handelte es sich um Leben und Sterben. Sie schien noch mehr sagen zu wollen, aber es entstand ein Geräusch im Innern des Gemaches, worauf sie sich schnell umwandte und verschwand. Ich suchte das Weite.“

Foscarini stand in tiefen Betrachtungen verloren; dieser Bericht senkte eine Fluth von Glück und Zweifel

in seine Brust. Sein letztes Wort, es war das Versprechen gewesen, das holde Mädchen wiederzusehen. Aber sie war eine Cornaro, die Tochter seines Feindes — kein Zweifel! Durfte er unter solchen Verhältnissen sich ihr noch einmal nahen? Doch sie selbst bat darum, sie hatte ihm Wichtiges zu vertrauen. . . Wie kam Bembo's Name auf ihre Lippen? Warum denselben in ihm vermuthen und vor seinem eigenen Namen sich entsetzen?

Der Nobile blickte düster. Hier barg sich ein schlimmes Geheimniß, und je mehr er darüber nachsann, das Bekannte zusammenstellte, desto deutlicher sprangen die fehlenden Glieder, bis auf die Rolle, die er selbst dabei spielte, in richtiger Folgerung hervor: Bembo war ein Verräther, durch die Ränke der Cornari, die Venedig nach der Freiheit und seinem Freunde nach dem Leben trachteten, gewonnen. Er war unverheirathet — sie, in deren Herzen sich der Haß ihrer Familie zur Liebe gestaltet, sollte der Preis für das Bubenstück werden, und — sie war unglücklich! Durfte Foscarini da noch zögern? Wo er Anfangs ein Unrecht gesehen, traten jetzt Ehre und Ritterlichkeit selbst in die Schranken und überwanden seine Scrupel. Ja, ob auch Glück und Leben auf dem Spiele standen, ob

Haß und Liebe wie in einem Brennpunkte hier zusammentrafen, er mußte zu ihr! Das Schicksal selbst hatte ihm dieses Mädchen in die Arme geworfen, das bei dem ersten schüchternen Blick in sein Auge ihm in kindlicher Unschuld vertraute.

Der Patrizier blickte auf. Er rief nach Bocconio.

Der Diener, welcher sich bei dem Schweigen seines Gebieters leise nach dem vorderen Theile der Gondel zurückgezogen hatte, näherte sich.

„Erwähnte die Dame nichts Näheres über den Ort — ich meine, wegen der Mittheilung, die sie mir zu machen hat?“ fragte er, ohne seine Verlegenheit ganz unterdrücken zu können.

„Eccellenza, nein; ich erinnere mich nicht...“

„Nach welcher Seite hin befindet sich der Balcon?“

„Monsignore, über dem schmalen Canal, der zum Rio della Madonna führt; es ist nach der Seite des Canal grande hin.“

„Gut, ich verstehe...Bocconio,“ fuhr der Nobile fort, der sich wegen der Mitwissenschaft seines Dieners an diesem Geheimniß eines tiefen Mißbehagens nicht erwehren konnte und, wie glücklich ihn auch das süße Geständniß des Mädchens machte, sich dennoch der von ihr begangenen Unvorsichtigkeit bewußt war. „Bocconio,

der Zufall hat dich von einer Sache in Kenntniß gesetzt, von der nie das leiseste Wort über deine Lippen kommen darf. Verschwiegenheit gilt in Venedig als erstes Gebot — verletzest du es, beim heiligen Gott! es würde dein Tod sein. Bewährst du dich, so ist es meine Sache, für deine Zukunft zu sorgen."

Nach diesen in strengem Ton gesprochenen Worten befahl er ihm, die Cabine zu schließen und gemeinsam mit Bertuccio so schnell als möglich nach Hause zu rudern.

Ehe wir dem Patrizier weiter auf seinem Wege folgen, müssen wir einige Stunden in unserer Erzählung zurückgehen.

Siebentes Kapitel.

Die Sonne, welche den Tag über hinter Wolken verschleiert gewesen, war eben blutroth unter den Horizont versunken. Schnell erloschen die Feuer des Himmels; die gluthgetränkten Farben, das goldene Geflimmer, das Leuchten der Luft, das bei dem Scheiden der Sonne einen Moment Alles in strahlenden Duft gehüllt, auf den Quadern geblendet, die Marmorpaläste mit weiß schimmerndem Glanz übergossen, Meer und Canäle in brennendes Gold verwandelt, den Lido und San Lazzaro in allen Farben des Regenbogens auf Purpurgrund gezeichnet hatte: sie erblaßten zu Silbernebeln, in denen die Inseln nur noch wie grüne Duftbilder schwammen und Venedig, die meergeborene Göttin, mit rosenfarbiger Glorie umstrahlt erschien. Dunkle Schatten irrten über das zauberhafte, jeden Augenblick durchsichtiger und bleicher werdende Gemälde; um den Horizont

legten sich weißliche Wolkenberge, Fluth und Himmel tauchten sich in die grauen Töne der Dämmerung, und müden Blickes lag der Abend auf der Erde.

Die Familienbarke des Signor Francesco Cornaro bewegte sich langsam von San Marco dem großen Canal zu. In ihrem innern Raume gewahrte man fünf bis sechs Personen.

Den Hauptplatz nahm Signora Nani an der Seite eines Abbé ein; sie war eine schon bejahrte Dame, mit langem, von so tiefen Furchen durchzogenem Gesicht, daß es schien, als ob herbe Lebenserfahrungen die Jahre bei ihrem Werk noch überflügelt hätten. Seit dem Tode ihrer jüngeren Schwester, welche an Signor Cornaro verheirathet gewesen, leitete sie den Haushalt ihres Schwagers. Derselbe war schon seit einer Reihe von Jahren Witwer; sein Sohn diente auf der Flotte von San Marco; seine einzige, kaum siebenzehnjährige Tochter Marina, die der älteren Dame ziemlich entfernt am anderen Ende der Barke saß, war erst vor Kurzem aus dem Kloster der frommen Nonnen von Santa Clara, wo sie seit früher Kindheit ihre Erziehung erhalten, in das Vaterhaus zurückgekehrt. Ihr zur Seite befand sich ihre Muhme Giulietta Donato, welche, mit Marina ziemlich in gleichem Alter, die Freundin ge-

wöhnlich auf ihren Spazierfahrten begleitete. Nicht weit von den jungen Mädchen stand, an den Pavillon gelehnt, ein Knabe von ungefähr fünfzehn Jahren in Pagentracht und in die Farben des Hauses Cornaro gekleidet, welcher halblaut mit einem der Barcarolen plauderte.

Die Unterhaltung war mangelhaft und nicht allgemein. Die alte Signora saß schweigsam und mit strenger Miene, nur hin und wieder antwortete sie einsylbig auf die Bemerkungen ihres geistlichen Nachbars, der, gleichfalls schon bejahrt, den Kapellendienst im Palast Cornaro versah und zugleich der Intendant des Hauses war, wie man das bei den großen Familien in Venedig häufig vereinigt fand. Die jungen Mädchen flüsterten leise mit einander; nur Giulietta's glockenhelles Lachen unterbrach bisweilen die Stille.

„Die Base ist böse, daß du auf die Spazierfahrt bestandest,“ sagte die letztere, deren kluge schwarze Augen voll Feuer und Schalkhaftigkeit immer bereit schienen, zu erspähen, ob nicht den Dingen irgendwo eine komische Seite abzugewinnen war. „Sie verspürte keine Lust dazu, und eigentlich hatte sie Recht. Ich machte nie eine weniger hübsche Fahrt. Die Stille erdrückt mich fast; nirgend Musik — der Canalazzo so öde, als läge

alle Lust in seiner Tiefe begraben, und er hätte darum Trauer angelegt. Nicht eine Gondel, die meine Neugierde reizt, keine Maske, hinter der sich ein wenig Mutterwitz oder Galanterie oder Schönheit kundgäbe!... Und du," setzte sie halb schmollend, halb neckisch hinzu, „bist heute ganz unbeschreiblich langweilig."

Marina bildete sowohl im Aeußern wie im Wesen den vollkommensten Contrast zu ihrer Muhme; blauäugig, mit blonden, welligen Haaren und blendend weißer Haut, würde man sie für eine Tochter des Nordens gehalten haben, wenn nicht der feuchte Glanz ihrer Augen an den tiefblauen Himmel des Südens mit seinen strahlenden Sternen erinnert hätte. In ihrem Wesen mischte sich kindlicher Frohsinn mit zarter Sinnigkeit; sie war ein Veilchen, im stillen Schatten erblüht, und kein Sturm hatte bis jetzt den Duft von ihrer Seele gestreift. Ihr Lächeln, dessen Zauber noch durch zwei Grübchen erhöht wurde, war schüchtern und innig, und die Farbe auf ihren Wangen wechselte schnell wie die Eindrücke ihrer Seele. Bei Giulietta's Vorwurf erhob sie zerstreut den Blick, der eine Weile träumerisch dem Spiele der Wellen gefolgt war.

„Ist es nicht angenehm, in der Abendstille auf dem Wasser zu schaukeln? Horch doch, das Ave Maria

tönt eben jetzt von Giorgio Maggiore und den fernen Inseln herüber! Ich kenne keine Musik, die mehr das Herz bewegte, als das ferne Abendgeläute, gemischt mit dem Rauschen der Wogen... Wie schön!" entgegnete sie, und ihre Stimme klang leise und gedämpft.

„Schön!" wiederholte Giulietta, deren kleiner Mund mit den Perlenzähnen und kirschrothen Lippen sich zu einem recht spöttischen Lächeln verzog. „So schön, daß, seit wir den Quai verließen, die Sonne auf deinem Antlitz hinter lauter jämmerlichen Regenwolken verschwunden ist, und ein Seufzer nach dem andern sich hervorstiehlt, um in dem Wellenrauschen zu ersterben... Ja, ja, sie haben sogar die Laune des armen Catterino verdorben und ihn, der allen seinen Witz vergebens aufbot, dir ein heiteres Lachen abzugewinnen, voll purer Verzweiflung zu den Barcarolen getrieben." — Dabei deutete sie auf den Pagen, der sich immer noch mit den Ruderern unterhielt.

„Nicht doch, wie du wieder übertreibst," versetzte Marina, und ihr Gesicht überzog Purpurröthe. „Ich bin so lustig wie immer. Was sollte seit der Rückkehr mich betrübt haben?"

„Sei ehrlich, Marina! War es blos der Wunsch, die Steinplatten am Molo wieder zu sehen, auf denen

gestern dein Fuß so unglücklich — so glücklich wollte ich sagen — ausglitt, was dich heute mit einer Beharrlichkeit dorthin zog, die bis dahin Niemand an dir gekannt hat? Sieh mir in's Auge!" rief die Freundin und drohte mit dem Finger.

Marina zupfte verlegen an ihrer Manschette, und jene fuhr lachend fort:

„Der Rheumatismus nach dem unfreiwilligen Bade ist dir ins Herz und in die Augen gefahren. Mich täuschest du nicht, oder ich müßte über den holden Knaben Amor in unserm Speisesaal nie ein Wörtchen vernommen haben. Du denkst an den Fremden, dessen Arm dich beim Falle ins Wasser so ritterlich auffing.."

„Um der heiligen Jungfrau willen, sei still!" bat Marina, die scheu und erschrocken aufblickte, ob die Worte, die doch eigentlich wie berauschende Musik auf sie wirkten, auch Niemand weiter gehört.

„Wer es nur sein mochte?" fuhr Giulietta in mädchenhafter Geschwätzigkeit fort. „Ich sah ihn nie, auch nicht in den Sälen des Dogenpalastes, und ich war doch dort, selbst als der Nuncius und die fremden Gesandten erschienen. Ein Venetianer mußte es dem Dialekt nach sein — vielleicht ein Nobile vom Fest-

lande. . . Woran denkst du eben jetzt?“ fragte sie boshaft.

Marina's Augen waren gesenkt. Auf ihrem Antlitz spielte ein Lächeln gleich dem Sonnenstrahl auf der thaugetränkten Rose; wie er die Tropfen von der Blume, so küßte das Lächeln die Melancholie aus ihren Zügen. Was kümmerte sie der Name des Fremden? sie träumte sich in seine Nähe, sah wieder sein dunkles Auge auf sich ruhen, hörte das süße Flüstern seiner Worte, fühlte den sanften Druck seiner Hand. Das Wort „Liebe“ war an ihr Herz geklungen, und zündend füllte es, ein Funke der Gottheit, des Mädchens ganze Seele. War die Welt seit gestern verändert? die Sonne glänzender, der Himmel blauer geworden? Sie wußte es nicht, aber trotz der einbrechenden Dämmerung war um sie Licht und Klarheit, und dennoch preßte ein unnennbares Weh ihre Brust: er war nicht wiedergekommen! . . .

„Mein Geschmack wäre der Fremde nicht,“ meinte herausfordernd Giulietta, durch das Schweigen ihrer Freundin gelangweilt.

Marina sah sie vorwurfsvoll an.

„Sein Gesicht ist mir zu ernst, zu nachdenkend;

sein Auge blickte so fest und streng, als wollte er Einem die Seele durchbohren."

Jetzt drohte Marina, und ihre Züge überstrahlte eine innere Freudigkeit. „Sein Blick war tief und unergründlich wie das Meer," flüsterte sie nach einer Pause. „Streng wie die Gerechtigkeit, mild und gütig wie das Himmelslicht. Nie erweckte mir ein Blick größeres Vertrauen... Sieh," fuhr sie, plötzlich beredt geworden, fort, „wie er vor mir stand, wie das Lächeln seines Mundes den gedankenvollen Ernst von seiner Stirn schmolz, und der Ton seiner schönen Stimme an mein Ohr drang, da hätte ich ihm meine ganze Seele enthüllen, ich hätte seine Hand an meine Brust pressen und, niedersinkend, der gütigen Gottheit für das Glück dieses Augenblicks danken mögen!"

„Danke ihr lieber, daß der Oheim uns gerade verlassen hatte und die Base nicht dabei war," erwiederte lachend Giulietta. „Sie würden dem galanten Ritter nicht so lange Zeit gegönnt haben, dich über den Schreck zu beruhigen..."

„Du hast doch nichts gesagt?" unterbrach sie Marina.

„Nicht Ein Wörtchen, bei den Heiligen!"

„Und Catterino auch nicht?“ fuhr jene fort, indem sie sich nach dem Pagen umblickte.

„Der gewiß nicht!“ meinte schelmisch Giulietta. „Er würde lieber den ersten Flaum um Kinn und Lippe verlieren, worauf er doch sehr stolz ist, als dir ein Leid zufügen. Aber eifersüchtig ist er nicht wenig; er hat dich den ganzen Tag noch nicht aus den Augen gelassen. Vor dem hoffe nur nicht, dein Geheimniß zu verbergen.“

„Nicht doch, so etwas kommt ihm nicht in den Sinn,“ sagte, sich selbst beruhigend, Marina. „Catterino ist so gut und treu, ich kann ihm vertrauen; dennoch würde es mich beschämen, wenn er etwas merkte.“

„Nun gesteh' mir aber auch — aus Dankbarkeit, daß ich gestern keine Augen hatte — was dir der Fremde zuflüsterte.“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete das junge Mädchen, die großen Augen voll Unschuld und Ehrlichkeit zur Freundin erhoben. „Heilige Jungfrau, ich weiß es nicht — ich war so erschrocken... “

„Weil sein Arm dich gar nicht wieder losließ, als du schon lange auf den Füßen standest?“ fragte boshaft Giulietta. „Es war auch wohl blos vor Schreck, daß du bei seinen Worten bis in die Stirn roth

sein Auge blickte so fest und streng, als wollte er Einem die Seele durchbohren.“

Jetzt drohte Marina, und ihre Züge überstrahlte eine innere Freudigkeit. „Sein Blick war tief und unergründlich wie das Meer,“ flüsterte sie nach einer Pause. „Streng wie die Gerechtigkeit, mild und gütig wie das Himmelslicht. Nie erweckte mir ein Blick größeres Vertrauen. . . Sieh,“ fuhr sie, plötzlich beredt geworden, fort, „wie er vor mir stand, wie das Lächeln seines Mundes den gedankenvollen Ernst von seiner Stirn schmolz, und der Ton seiner schönen Stimme an mein Ohr drang, da hätte ich ihm meine ganze Seele enthüllen, ich hätte seine Hand an meine Brust pressen und, niedersinkend, der gütigen Gottheit für das Glück dieses Augenblicks danken mögen!“

„Danke ihr lieber, daß der Oheim uns gerade verlassen hatte und die Base nicht dabei war,“ erwiederte lachend Giulietta. „Sie würden dem galanten Ritter nicht so lange Zeit gegönnt haben, dich über den Schreck zu beruhigen. . . “

„Du hast doch nichts gesagt?“ unterbrach sie Marina.

„Nicht Ein Wörtchen, bei den Heiligen!“

„Und Catterino auch nicht?“ fuhr jene fort, indem sie sich nach dem Pagen umblickte.

„Der gewiß nicht!“ meinte schelmisch Giulietta. „Er würde lieber den ersten Flaum um Kinn und Lippe verlieren, worauf er doch sehr stolz ist, als dir ein Leid zufügen. Aber eifersüchtig ist er nicht wenig; er hat dich den ganzen Tag noch nicht aus den Augen gelassen. Vor dem hoffe nur nicht, dein Geheimniß zu verbergen.“

„Nicht doch, so etwas kommt ihm nicht in den Sinn,“ sagte, sich selbst beruhigend, Marina. „Catterino ist so gut und treu, ich kann ihm vertrauen; dennoch würde es mich beschämen, wenn er etwas merkte.“

„Nun gesteh' mir aber auch — aus Dankbarkeit, daß ich gestern keine Augen hatte — was dir der Fremde zuflüsterte.“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete das junge Mädchen, die großen Augen voll Unschuld und Ehrlichkeit zur Freundin erhoben. „Heilige Jungfrau, ich weiß es nicht — ich war so erschrocken...“

„Weil sein Arm dich gar nicht wieder losließ, als du schon lange auf den Füßen standest?“ fragte boshaft Giulietta. „Es war auch wohl blos vor Schreck, daß du bei seinen Worten bis in die Stirn roth

wurdest und vergaßest, deine Hand aus der seinigen zu ziehen? Warte, ich räche mich für diese Verschwiegenheit!... Hast du heute schon daran gedacht, was gestern dein Vater sagte?"

Marina sah sie betroffen an.

„Von dem Senator — und daß er dich nicht aus dem Kloster genommen, um in seinen Palastmauern zu verblühen. Deine Mutter sei nicht älter gewesen, meinte er, als er sie zum Traualtar geführt, und du..."

„Das war nur Scherz von meinem Vater; glaubst du nicht? Im Ernst denkt er nicht daran," erwiederte Marina. Aber ihr Auge blickte so ängstlich, daß Giulietta über ihren eigenen Muthwillen, mehr aber noch über den Ernst der bei ihrer Muhme erwachten Gefühle erschrak.

Sie zuckte die Achseln. „Ich will dir nicht weh thun," antwortete sie jetzt ohne Spötterei und mit aufrichtiger Theilnahme im Ton. „Aber der Oheim pflegt nicht mit dergleichen zu scherzen. Ich glaube in der That, daß er die Absicht hegt, dich in Kurzem zu verheirathen, und es ist gut, wenn du dich mit diesem Gedanken vertraut machst, und statt dessen das gestrige Abenteuer lieber als einen Scherz betrachtest. Ich that Unrecht, dich damit zu necken; aber glaubte ich denn,

daß du es so ernst auffassen würdest? Nur wenige Tage, und es liegt hinter dir wie ein schöner Morgentraum, den man in Gedanken gern noch einmal träumt, der aber vor den wirklichen Gestalten des Lebens schnell erbleicht und farblos verschwindet."

Marina sah gedankenvoll vor sich nieder, ihr Gesicht gewann einen feierlichen Ausdruck. „Das wird er nie!" sagte sie und preßte die Hand aufs Herz. „Mir ist es, seit ich ihn gesehen, als hätte ich nun erst gefunden, was mir durch mein ganzes Leben gefehlt hat... War es ein Traum", setzte sie hinzu, und ihr Haupt sank resignirt auf die Brust — „er wird mir heilig sein, wie der Glaube und lieb wie das Glück. Ich werd' ihn nie vergessen! eher möchten die wirklichen Gestalten vor diesem Traume zu Schatten werden."

„Heilige Maria, das wäre schlimm! Wenn du erst Braut bist, darfst du an keinen andern Mann denken."

„Ich werde die Braut keines Anderen werden," entgegnete Marina, und aus ihren Augen sprach eine Festigkeit, die man ihr bei der Weichheit ihres Gefühls und dem kindlich sanften Wesen kaum zugetraut hätte.

Giulietta sah sie einen Moment verdutzt an, dann brach sie in ein Gelächter aus, schlang ihren Arm um den Nacken ihrer Muhme und drückte einen Kuß auf

deren rosige Lippen. „Kind, danach fragen die Väter nicht, deiner eben so wenig, als meiner. Du bist eine kleine Thörin mit deinem überwallenden Herzen. Weißt du denn nur, wer der Fremde ist? Ob er solche Gefühle auch verdient, und nicht blos, wie es so häufig geschieht, mit dir einen Scherz getrieben hat?...

„Der Tölpel!" rief vom anderen Ende plötzlich Signora Nani, und Alle fuhren bei dem heftigen Stoß in die Höhe, den ihre Barke durch ein vorüberfahrendes Fahrzeug erlitt. „Ist der Canal nicht breit genug? Der Mensch muß betrunken sein!"

Die Barcarolen, welche Mühe hatten, das stark schwankende Fahrzeug wieder ins Gleichgewicht zu bringen, fluchten und überschütteten den ungeschickten Ruderer mit einer ganzen Fluth ihrer Zornesausbrüche.

„Nichts für ungut, Signora! Das Ruder war ein Bißchen zu heftig eingesetzt und glitt ab — es kann jedem armen Teufel passiren," entschuldigte sich der Fremde, keineswegs durch seine Ungeschicklichkeit außer Fassung gebracht.

Die Damen hatten sich nach dem Sprecher umgewandt, und Marina's Augen schienen ihn mit ganz besonderer Aufmerksamkeit zu betrachten. Auch er blickte sie an.

„Ist das nicht der nämliche Mensch, der gestern mit dem Cavalier redete?“ Diese Frage an Giulietta schwebte auf ihren Lippen, als sie sich noch rechtzeitig eines Anderen besann und schwieg.

Der fremde Gondolier, der ihnen voraus war, ließ sie an sich vorbeifahren, blieb aber auf der anderen Seite des Canals immer in einiger Entfernung hinter ihnen; selbst als die Barke in den Rio della Madonna einbog und bei dem Palast Cornaro anlegte, war er noch sichtbar.

Giulietta verabschiedete sich hier von ihren Verwandten, um nach Hause zurückzukehren, und Marina, nachdem sie ihr noch mit bittendem Blick den Finger auf die Lippen zum Zeichen des Schweigens gedrückt, eilte die mit dem Wappen ihrer Familie geschmückte Treppe hinauf, um durch einen schmalen Corridor sich nach den Gemächern ihres Vaters zu begeben. Da sie jedoch von dem dort weilenden Diener erfuhr, daß der Hausherr abwesend sei, zog sie sich nach ihrem eigenen, auf dem anderen Flügel gelegenen Zimmer zurück.

Achtes Kapitel.

Es war um dieselbe Abendstunde, als eine zweite Gondel an den Palaststufen anlegte, der Herr des Hauses, Signor Francesco Cornaro, und sein älterer Bruder, der Cardinal und Bischof von Vicenza, ausstiegen und sich mit hastigen Schritten in das Innere des Gebäudes begaben.

Beide Männer waren hoch gewachsen. Das stolze, herrische Wesen, welches man ihrer Familie so sehr zum Vorwurf machte, und das in Francesco's ganzer Erscheinung, der hochmüthigen Miene, der kurzen, gekrümmten Oberlippe, dem Auge voll Feuer und Leidenschaft — in Gang und Haltung so sehr zur Geltung kam, wurde durch die würdevolle Ruhe des Prälaten bedeutend gemildert. In den Gesichtszügen sich beide ähnlich, waren doch die des letzteren im Ausdruck ungleich geistvoller und geschmeidiger. Freilich lag in

seinem Auge eine Intelligenz, die mehr den beobachtenden Diplomaten als den Mann der Kirche charakterisirte; auch in seinem Anzuge, in der Art, wie der carmoisinrothe Sammetmantel über die Schulter geworfen, der fein gekräuselte Spitzenkragen dem Antlitz angepaßt war, bekundete sich eine Sorgfalt, die den Träger keineswegs gleichgültig gegen die Eitelkeiten der Welt erscheinen ließ.

Die Nobili waren so in ihr Gespräch vertieft, daß sie die ehrfurchtsvoll ausweichende Dienerschaft in der Halle gar nicht bemerkten.

„Du hast also Bembo dein Wort schon gegeben?" fragte der Bischof, indem sie die obere, offene, auf Säulen ruhende Galerie erreichten, welche um einen großen Theil des Gebäudes herumlief und den Bewohnern bei dem Mangel an Gärten und geräumigen Höfen als Spaziergang diente. „Der Vater, von dem ich eben komme, hat mir nichts davon gesagt."

„Er weiß es aber, ich habe die Angelegenheit mit ihm heute früh überlegt," erwiederte Francesco, der seinen Bruder durch einen Verbindungsgang nach seinem Arbeits-Kabinet führte, die Lehnsessel um einen Tisch mit kostbarer Mosaikplatte und reichen Goldverzierungen rücken ließ und den Dienern die Weisung ertheilte, daß

er diesen Abend für Niemanden zu sprechen sei, ausgenommen einige Senatoren, welche er mit Namen bezeichnete.

„Und der Doge ist einverstanden?“

„Es war das einzige Mittel, Bembo für immer von diesem aufrührerischen Ketzer zu trennen,“ antwortete Francesco. „Alles in Allem erwogen, ist die Partie für eine Cornaro nicht schlecht. Er gehört zu den alten Familien, ist reich und von bedeutendem Anhang. Die höchsten Staatsämter stehen ihm offen; bei Morosini's Austritt hat er Aussicht, zum Staats-Inquisitor gewählt zu werden.“

„Wahr,“ sagte nachdenkend Seine Eminenz. „Kommen mußte es so; sein Uebertritt zu uns ist ein unersetzlicher Verlust für Zeno, denn er entzieht ihm viele Stimmen, und gerade diejenigen, auf welche derselbe sich am sichersten verließ. Er will einen Hauptschlag gegen uns führen, kein Zweifel! Nur Eines ist da möglich: entweder vollkommener Sieg oder völliges Unterliegen. . . Schon mehr als Ein Doge wurde abgesetzt, schon mehr als Eine der mächtigsten Familien gestürzt,“ fügte er, mit sich selbst redend, hinzu, und seine Stimme war fast unhörbar geworden. „Dennoch —“ sein Auge haftete dabei mit einem Anflug des Bedauerns

an dem Bilde auf der gegenüber befindlichen Wand, welches Marina in Lebensgröße mit allem Zauber der Jugend und Schönheit darstellte — „dennoch ist meine Nichte für den aufgeblasenen Narren zu schade; ich hätte das Kind gern glücklich gesehen.“

Francesco sah ihn halb überrascht, halb mißgestimmt an. „Hm, Bembo ist ein ganz stattlicher Mann, der sich den Weibern gefällig zu machen weiß. Sie wird zu den ersten Frauen Venedigs zählen, was will sie mehr?... Aber wäre er von allem, was er ist, auch das zehnfach Geringere, ich könnte ihr dennoch nicht helfen,“ fuhr der Patrizier fort, und sein Auge blickte finster, die Ader auf seiner Stirn schwoll an. „So oft ich das Angesicht des Herzogs, meines Vaters, sehen will, muß ich wie zum Hohn an dem Schandstein im Palasthof vorüber, der meinen Bruder einen Rebellen und Mörder nennt. Um ihn und alle, die den Namen Cornaro führen, an Zeno zu rächen, denselben für immer zu Grunde zu richten, würde ich mehr daran setzen, als die Wünsche eines Weibes, welchem am Ende jeder Mann gefällt, der es versteht, ihm ein süßes Wort in die Ohren zu flüstern.“

„Weiß sie es schon?“

„Noch nicht, aber sie soll es sogleich erfahren. Ich

erwarte Bembo noch diese Nacht. Die Verlobung bleibt jedoch auf seinen ausdrücklichen Wunsch geheim, bis wir den Ruhestörer beseitigt haben."

„Nicht zu sicher!" warnte der Prälat. „Er ist ein Feind, der noch stets wußte, was er wollte, der, wir können es uns nicht verhehlen, die Mehrzahl des Adels hinter sich hat; seine Wahl als Capo liefert den Beweis. . . Die Kraft des Gegners überschätzen, ist Feigheit; sie unterschätzen, Thorheit."

„Doch nur, wenn sie zur Unthätigkeit führt, und dieser Vorwurf, dächte ich, träfe uns nicht," versetzte Francesco. „Die Barnaboten *) hat er hinter sich, allerdings — den großen Haufen, der wie ein gemeiner Fleischerhund kläfft, wenn man ängstlich thut, aber scheu und stumm sich verkriecht, sobald die Tatze des Löwen droht. Daß es diesmal gar nicht bis zum Bellen kommt, dafür ist gesorgt. . . . Ein vortrefflicher Einfall mit der Schrift!" setzte er mit triumphirender Miene hinzu. „Der beste Gedanke, der je im Kopfe

*) Barnaboten nannte der alte Adel spottweise die armen Patrizier und die neuen Familien, welche wegen besonderer Verdienste um das Vaterland zur Zeit der Kriege mit Genua, also nach dem Abschluß des Großen Rathes, in das goldene Buch, das Verzeichniß der Adelsgeschlechter, eingetragen waren.

eines Doctors von Padua entstand. Zeno mag es anfangen, wie er will, er muß sich, wie die Sachen jetzt stehen, den Hals daran brechen."

„War der Rath der Zehn gleich damit einverstanden?"

„Wenigstens die Mehrzahl, so daß der Versuch durchging."

„Ist Zeno die Schrift schon zugeschickt?" fragte der Bischof weiter.

Francesco machte eine bejahende Bewegung. „Heute Abend. Bembo ist eben bei ihm, die Wirkung zu sehen und seine Absichten genau zu erfahren."

„Wenn er aber dem Befehle trotzt?"

„Seinem Ungestüm, der keinen Gehorsam kennt, ist es sogar zuzutrauen," meinte Francesco. „Um so besser, dann hat er den Rath der Zehn auf dem Nacken. Wir wollen seinen Pfeilen schon die Spitze abbrechen. Was er Gesetz nennt, damit soll er nicht durchkommen; unsere Macht ist unser Recht, mit dem wir ihm die Gesetze dictiren. Wir werden sehen, auf welcher Seite der Sieg bleibt."

„Hat er aber einmal seine Klage vor den Großen Rath gebracht, und dieser 'gegen unsere Familie entschieden — mag er dann zehnmal gefangen und gehangen werden, es kann dem Dogen die verlorene Ehre nicht

wiedergeben! . . . Du bist zu sanguinisch!" warnte der Prälat. „Schüchtert die Schrift ihn nicht ein, so bleibt die Gefahr für uns dieselbe."

„Sei unbesorgt, die Räthe der Signoria lassen ihn nicht zum Worte kommen, und sollte es Aufruhr und Scandal geben; darüber sind Alle einig, auch Bembo. Contarini ist der Einzige, der nichts von der Sache erfuhr, und der wird überstimmt. Das Uebrige ist nachher das Werk der Zehn und der Staats-Inquisitoren. Der Rath müßte doch zum Popanz werden, seine Thaten würden nur noch wie Ammen-Märchen klingen, Kinder und Narren zu schrecken, gelänge es ihm nicht, mit dem Machtschwert in Händen diesen Ruhestörer niederzuhalten, der den Volks-Tribunen spielt, dabei aber die Republik nach Gefallen zusammenkneten und sich zum Meister darüber machen will."

Der Bischof sah nachdenkend vor sich nieder. „Die Decemvirn wissen, daß es ihrem Tribunal den glänzendsten Stein seiner Krone, wo nicht die Krone und den Kopf dazu kosten würde, wenn Zeno die Oberhand behielte," erwiederte er. „Hierin beruht unsere Sicherheit, und es sie aus diesem Gesichtspunkte sehen zu lassen, war unsere Hauptaufgabe. Nicht für die Cornari, für sich selbst müssen sie kämpfen wollen, dann erst sind

sie unser mit Leib und Seele. . . Nur der regiert die Menschen, der ihre eigenen Interessen zu seinem Hebel macht — alles Andere ist Bauen auf Sand."

„Ein echt macchiavellistischer Grundsatz," bemerkte Francesco. „Man befleißigt sich derer am Hofe Urban's des Achten mit vielem Geschick und nicht immer zum Vortheil für San Marco."

Der Bischof lächelte sarkastisch. „Wie steht es um Molino?" fragte er nach einer Pause. „Ihr habt doch in Betrrff seiner nichts versäumt? Kein Mann in der ganzen Republik kommt ihm an Einfluß gleich."

„Man hat von mehreren Seiten auf ihn zu wirken gesucht. Was möglich war, ist geschehen," antwortete Francesco. „Gestern empfing ihn der Doge; sie sprachen eingehend über die Angelegenheit. Molino ist gegen Zeno, das unterliegt keinem Zweifel, aber zu der Schrift hat er seine Zustimmung verweigert. Er sieht es mit seinen Augen an, hält den Befehl für ungesetzmäßig; der Doge konnte ihn nicht überzeugen."

„Hm, das ist nicht gut."

„Dieser Mann hatte von je her ein Vorurtheil gegen unsere Familie, und die kirchlichen Differenzen haben die Sache nicht besser gemacht," versetzte Francesco.

„Da hast du ein Beispiel für meine vorige Behauptung,“ sagte der Prälat. „Läßt sich dieser Senator gewinnen — und gewonnen muß er werden — so thut er es wahrlich nicht aus Zuneigung für die Cornari, sondern nur, weil auch er fürchtet, Zeno werde die kleinen vorgekommenen Versehen blos zum Vorwand nehmen, im Grunde aber auf eine Reform des Tribunals und Machteinschränkung der großen Familien losgehen, was Beides Molino gleich gehässig wäre. Glaube mir, in diesem Mann steckt ein Ehrgeiz, gegen den Zeno mit seiner ganzen Partei ein Schattenspiel ist; nur wer diesem Ehrgeiz zu schmeicheln, ihm von fern das Utopien seiner Wünsche zu zeigen versteht, hat ihn für sich.“

„Sehr fein, Monsignore!“ entgegnete Francesco. „Mir gleichviel, wie der Köder heißt, wenn wir ihn nur damit fangen.“

„Ihr hättet schon früher auf meinen Rath hören, seinen Freund, den ketzerischen Mönch Paolo Sarpi, durch Konzessionen für eure Sache gewinnen sollen; durch ihn wäret ihr leichter an Molino gekommen. Doch das konnte nur hinter meinem Rücken geschehen.“

„Ich verstehe. Eure Eminenz thut uns die Ehre an, diesmal erst Cornaro und dann Cardinal zu sein,“

erwiederte Francesco. „Als Cornaro könnt Ihr Fra Paolo *) brauchen, als Kirchenfürst und Günstling Seiner Heiligkeit verdammt Ihr ihn und seid nicht böse, wenn sich ein Dolch findet, der ihm hinterrücks ein paar Stiche versetzt...“

In diesem Augenblick öffnete sich ein wenig die Thür, und Marina's liebliche Stimme bat um Erlaubniß, ihren Vater und Oheim begrüßen zu dürfen.

„Du kommst gerade recht; tritt näher!“ sagte Francesco, während der Prälat aufstand und seiner Nichte mit einem Anflug von Galanterie, die ihm eigen war, einige Schritte entgegen ging.

Das junge Mädchen, welches mittlerweile die Rückkehr der Herren erfahren, hatte diesen Besuch nur als Vorwand genommen, um sich der Gegenwart ihrer Base zu entziehen. Gleich nach der Spazierfahrt hatte sich diese mit einer Handarbeit zu ihr in das kleine

---

*) Paolo Sarpi, dieser gelehrte Mönch, der zugleich Politiker und gewandter Schriftsteller war, hatte bei Gelegenheit des Interdicts, welches der Papst über die Republik aussprach, sich an die Spitze der Opposition gestellt und mehrere eben so scharfe als geistreiche Schriften gegen den Papst und die Geistlichkeit gerichtet, weswegen er von der geistlichen Inquisition als Ketzer verurtheilt wurde. Nur ein Panzerhemd, das er unter seinem Kleide trug, konnte ihn gegen die Dolche seiner Feinde schützen.

Balkonzimmer gesetzt, wo Marina, den noch immer gerade unter diesem Balkon weilenden fremden Gondolier und sein Fahrzeug im Auge, an ihrer Seite eine Viertelstunde in unbeschreiblicher Ungeduld zubrachte. Nach manchem Hin- und Hersinnen, wie die alte Dame zu entfernen sei, war sie endlich auf den Besuch bei ihrem Vater verfallen. Der Erfolg entsprach ihren Wünschen, da die Base, der noch Verschiedenes zu besorgen einfiel, aufstand und mit ihr zugleich das Gemach verließ.

Marina eilte mit heiterem Antlitz auf den Bischof zu und wollte ihren Mund seiner Hand nähern, als derselbe zuvorkommend ihr das Kinn in die Höhe hob und einen Kuß auf ihre Lippen drückte.

„So gefällt es mir besser," sagte er scherzhaft. „Der ehrfurchtsvolle Handkuß einer Nichte gemahnt uns immer zuerst an das Alter. Wie geht es dir, mein Mädchen? Deine Wangen glühen wie die einer glücklichen Braut... Ich wollte, du würdest es," setzte er mit väterlichem Wohlwollen hinzu.

Das junge Mädchen, welches die letzte Bemerkung überhörte, entwand sich lächelnd dem Arm ihres Oheims und trat, in der Absicht, sich überhaupt nur wenige Augenblicke aufzuhalten und dann nach dem Balkon

zurückzukehren, auf ihren Vater zu, der sie heute mit besonders feierlichem Ton empfing. Er forderte sie auf, sich zu ihm zu setzen, da er ihr etwas Wichtiges mitzutheilen habe.

Marina, die wieder ihr Vorhaben durchkreuzt sah, gehorchte stumm, trotz nicht geringer Unruhe, worauf Signor Francesco sie nach einigen einleitenden Worten mit ihrer Verlobung und bald bevorstehenden Heirath bekannt machte.

Es war in den adeligen Familien gewöhnlich, daß Väter ihre Söhne und Töchter nach ihrem Gutdünken vermählten, ohne die Neigungen des für einander bestimmten Paares in Betracht zu ziehen, welches sich oft bei der Verlobung, bisweilen sogar am Trau-Altar zuerst kennen lernte. Diese Sitte, im Mittelalter überhaupt allgemein, war in Venedig noch ganz besonders durch die staatlichen Einrichtungen geboten, die es den großen Familien bei allen nur durch Wahl zu erlangenden Aemtern oft zur Lebensfrage machten, sich vermöge verwandtschaftlicher Verbindungen eine nothwendige Stimmenzahl zu verschaffen und ihr Vermögen zu concentriren. Deßwegen durfte sich in einem Hause gewöhnlich auch nur ein Sohn verheirathen, während für

die adeligen Töchter Klöster in großer Zahl vorhanden waren.

Unter derartigen Verhältnissen konnte Marina an keinen Widerspruch denken, er kam ihr auch nicht in den Sinn; aber wie Jemand, der plötzlich ein schweres Verhängniß über sich hereinbrechen sieht, ohne einen Ausweg, ohne nur die Möglichkeit, wie es zu ertragen, saß sie stumm und regungslos mit gesenkten Blicken, während ihr Vater bemüht war, ihr die Annehmlichkeiten dieser Partie klar zu machen.

Der Bischof, der nicht wieder Platz genommen, war Beiden gegenüber am Tische stehen geblieben; sein Auge ruhte auf seiner Nichte. „Du hast sie überrascht,“ sagte er zu seinem Bruder. „Laß sie allein erst mit dem Gedanken sich vertraut machen; der Sprung vom Kloster zum Trau-Altar ist etwas jäh.“

„Wenn's noch umgekehrt wäre! So aber handelt es sich ja ums Heirathen, worauf im Grunde alle Weiber ungeduldig warten,“ versetzte ärgerlich Francesco, der keinen Grund zu Vorwürfen sah und sich doch durch das starre Erbleichen seiner Tochter nicht sehr erbaut fühlte.

Mitten in ihrem Verzweifeln durchdrang auf einmal Marina's Seele ein Gedanke, der ihre Wangen schnell

röthete und ihr Herz in stärkeren Schlägen pochen machte. „Kenne ich den Senator?“ fragte sie, und ihr blaues Auge schimmerte in tieferem Glanze.

„Nein, mein Kind, wir verkehrten bis dahin nicht zusammen, aber du wirst Signor Bembo heute noch kennen lernen; er wünscht dringend, sich dir vorzustellen... Er ist ein galanter Cavalier, und du wirst an ihm einen Herrn haben, der, wie ich fürchte, den Mädchenlaunen nur zu sehr nachgibt,“ antwortete besänftigt ihr Vater. „Dir kommt es zu, dich für seine Huldigungen dankbar zu erweisen. Ich hoffe, die frommen Schwestern von Santa Clara werden dich nicht im Unklaren gelassen haben, was in solchem Falle Pflicht und Sitte von dir fordern...

„Hm, du siehst ganz bräutlich aus!“ fuhr Signor Cornaro nach einer Pause fort, während sein Auge mit väterlichem Stolz die schlanke Gestalt musterte, deren zarte Formen unter dem anschmiegenden schwarzen Atlas in weichen Wellenlinien hervortraten.

Halb träumerisch, halb nachdenkend stand sie vor ihm: der Name Bembo, ihr vollkommen fremd, hatte nichts in seinem Klange, was ihre aufkeimende Hoffnung niederschlug. Konnte der ihr bestimmte Gemahl nicht der fremde Cavalier, ihr Lebensretter sein? Wie hätte

er sonst ihre Wohnung gekannt? Und daß die Ankunft seines Gondoliers nicht absichtslos und zufällig war, zeigte ja dessen Verweilen. Wußte sie, welche Botschaft er ihr zu bringen hatte, und ob dieselbe nicht Alles aufklären würde? Gewiß, sie täuschte sich nicht, er war es! Noch heute sollte sie ihn wiedersehen als seine glückliche Braut. Alles, was ein ungestüm hoffendes Herz in seiner Leichtgläubigkeit sich vorspiegeln kann, wenn es die Phantasie in mächtigen Sprüngen weiter und weiter führt bis zur schwindelnden Höhe — alles das durchlebte Marina innerhalb weniger Minuten, und der Abglanz der inneren Wonne strahlte aus ihren bewegten Zügen.

„Du wirst mit der Wahl deines Vaters zufrieden sein," sagte beifällig der Patrizier. Er wollte noch etwas hinzufügen, als die Thür geöffnet wurde, und mit der Meldung des Dieners fast gleichzeitig der Staats-Inquisitor Dominicus Molino in Begleitung des Senators Donato, eines Verwandten des Dogen, hereintrat.

Neuntes Kapitel.

Signor Molino galt damals für das Orakel des Senats. Durch schlagende Beredsamkeit und die ihm in hohem Grade eigene Gabe, jede Sache nach seinem Sinne zu gestalten, beherrschte er die Geister, und sein Einfluß in den großen Fragen der Republik war bald so entscheidend geworden, daß die höchsten Beamten sich zuerst an ihn wandten, wenn sie im Senat ein gnädiges Gehör erwarteten. Sein Vermögen war nur unbedeutend; da er aber, trotz der sehr allgemeinen Bestechlichkeit, sich nie zu bereichern suchte, so hatte er stets das günstige Vorurtheil für sich, nur das Wohl des Staates im Auge zu haben.

Als starrer Oligarch fand er die einzige Stütze der alternden Republik in der Erhaltung der schrankenlosen Gewalt des Rathes der Zehn und in der wachsenden Macht der großen Familien; ein Ziel, in dessen Er=

strebung Ehrgeiz und Ueberzeugung bei ihm zusammentrafen, das in seinen Augen jedes Mittel heiligte, und wofür er selbst die krummsten Wege nicht bloß erlaubt, sondern für Pflicht hielt. Wenn bei dem Ausschließungssystem in Venedig Neuerungen schon fast zu den Unmöglichkeiten gehörten und jedem Talente die Bahn verschlossen blieb, sobald der Besitzer desselben nicht im Libro d'oro verzeichnet war: Signor Molino arbeitete darauf hin, diese Schranke nur noch enger und unübersteiglicher zu machen, wußte es aber dessen ungeachtet zu erlangen, daß ihm die in Venedig so nothwendige Popularität keineswegs fehlte und der Mehrzahl seine eigentlichen Absichten verborgen blieben.

Seine äußere Erscheinung rechtfertigte den Ruf seiner geistigen Ueberlegenheit. Er war ein Mann in der Vollkraft des Lebens; seine Züge trugen den Stempel des Großartigen und Bedeutungsvollen, verriethen aber zugleich eine Festigkeit, die an Starrsinn grenzte. Würdevoller Ernst zeichnete sein Benehmen aus.

Dieser Mann hatte bis dahin zu keiner Partei gehört; entschlossen war er seinen eigenen Weg gegangen, wie sehr der alte Doge es sich auch Mühe kosten ließ, ihn für seine Sache zu gewinnen. Um so überraschender mußte daher sein Besuch auf die Cornari wirken, die

denselben in diesem kritischen Augenblicke als einen entschiedenen Sieg für ihre Partei betrachten durften.

Beide Brüder erhoben sich schnell und gingen den Gästen mit der dem hohen Range des Staats-Inquisitors gebührenden Auszeichnung fast bis zur Thür entgegen, um sie in das anstoßende Empfangzimmer zu führen, während Marina, auf diese Weise befreit, sich unbemerkt nach der entgegen gesetzten Seite entfernen wollte.

Ihr bewegtes Herz sehnte sich, in der Einsamkeit die inneren Wogen zu beschwichtigen; sie brannte vor Verlangen, den Gondolier zu sprechen, und fürchtete, daß er, des langen Harrens müde, sich entfernt haben möchte. Doch der Prälat, der ihre Absicht noch rechtzeitig gewahrte, trat derselben schnell hindernd in den Weg.

Er und der Staats-Inquisitor hatten sich lange als Feinde gegenüber gestanden wegen jenes Paolo Sarpi, den Molino öffentlich gegen die Geistlichkeit in Schutz genommen hatte, getreu dem alten venetianischen Grundsatz: Siamo primo nati Veneziani, et poi fatti Christiani. Jetzt trafen sie beide zum ersten Male persönlich zusammen, und wie sehr auch der Cardinal aus Rücksicht für seine Familie den einflußreichen

Gast sich zu verbinden wünschte, so waren andererseits die Vortheile der Kirche zu sehr die seinigen, um sich etwas zu vergeben, und es kam ihm daher nicht ungelegen, bei den ersten Höflichkeitsformen in seiner Nichte einen Anknüpfungspunkt zu finden, der Beiden schnell über die peinliche Situation hinweghalf.

Er stellte dem Senator das junge Mädchen vor, und Molino, der seine Absicht verstand und nicht minder gewandt im Salon als bewundert auf der Rednerbühne war, leitete schnell eine jener leichten und anmuthigen Unterhaltungen ein, die den Zweck seines Hierseins und den Ernst der Stunde weit entrückt erscheinen ließ. Marina, welche in fieberhafter Erregung die Fragen der Herren halb befangen, halb zerstreut beantwortete, war in der That lieblich genug, um auch nüchterne Staatsmänner einen Moment von ihrer Politik abzulenken.

Signor Donato und Francesco Cornaro hatten sich indeß nach dem anderen Ende des Gemaches zurückgezogen und schnell in ihre Anschläge und Ränke wider Zeno vertieft. Donato brachte die Nachricht, daß Alles auf morgen für einen Hauptschlag vorbereitet sei, daß ihre sämmtlichen Anhänger, selbst die gegenwärtig auf dem Lande befindlichen Senatoren, heimlich bewaffnet

in der Sitzung erscheinen würden, damit, wenn Zeno, allen Maßregeln zum Trotz, dennoch wagen sollte, den Dogen mit den Gesetzen anzugreifen, ihre Partei stark genug wäre, ihn im äußersten Falle durch Gewalt der Waffen daran zu hindern.

Sich, wie der Bischof das bereits ausgesprochen, wohl bewußt, daß Zeno einer der scharfsichtigsten Staatsmänner, gewandter Redner, mit allen Gesetzen der Republik aufs Genaueste bekannt und der Abgott der Nation war, verhehlten sich die Männer nicht, daß, wenn die Angelegenheit bis vor den großen Rath käme, Zeno die Menge, die ihm noch immer enthusiastischen Beifall gezollt, mit sich fortreißen und die Gewalt der Cornari brechen würde.

„Nicht blos der Doge und euer ganzes Haus, mit euch auch alle großen Familien wären zu Grunde gerichtet," fuhr Donato in blinder Rachgier fort. „Wie meinem armen Bruder würde es uns Allen ergehen: unser wohlerworbenes Eigenthum zerstöben die Winde, mit unserem Range würde er seine Helfershelfer belohnen, wir müßten von der Sella curulis herabsteigen, und gemeine Leute würden die Plätze unseres Verdienstes einnehmen. So könnten wir das Gebäude unserer Macht, mühsam in einem Jahrhundert aufgebaut, an

Einem Tage zusammenstürzen sehen!... Glaubt mir, ich kenne Zeno, er war stets ein lasterhafter, aufrührerischer Mann, angesteckt durch die ketzerischen Bewegungen jenseit der Alpen. Die Gleichheit der Aristokratie ist nur sein Aushängeschild, unter das er alle verzweifelten Leute lockt, alle, die durch Neuerungen zu gewinnen hoffen, an sich fesselt. Sein eigentlicher Zweck ist Aufruhr und Umsturz, um, ein zweiter Catilina, sich selbst an die Spitze zu stellen."

Francesco Cornaro spendete diesen Ansichten eben vollen Beifall, als Molino, der den laut und heftig gesprochenen Worten eine Minute gelauscht, sich von der jungen Signora beurlaubte und plötzlich den Rednern zuwandte.

„Ihr geht zu weit, edle Herren," sagte er, der die Triebfedern der Rache und des Eigennutzes in ihrem Gespräche wohl erkannte, aber obgleich selbst allen persönlichen Gehässigkeiten fremd, darum doch nicht weniger Zeno's gefährlichster Feind war. „Auch ich kenne den Senator; den neuen Ideen jenseit der Alpen ist er allerdings zugethan, ist ein persönlicher Verehrer von Oranien, aber nie und nimmer hat er etwas für sich gesucht. Es gibt keinen besseren Patrioten, keinen uneigennützigeren Charakter, dennoch... Verzeiht, wenn

ich euch das Wort noch einen Moment vorenthalte, um meinen Nachsatz zu vollenden," fügte der Staats-Inquisitor hinzu, als Cornaro ihm in die Rede fallen wollte. „Trotz dieser meiner Behauptung stimme ich in der Nothwendigkeit der gegen Zeno zu ergreifenden Maßregeln mit euch überein. Seine liberalen Principien passen wohl für Flandern, das, ketzerisch und revolutionär durch und durch, wie es den Neuerungen seine Existenz verdankt, so auch nur durch ihren Geist sich erhalten kann; wehe aber Venedig, wenn es ihm nachahmen wollte! Alt und hinfällig, müssen wir uns anklammern an das, was uns groß und mächtig gemacht hat; in der Stabilität unserer Regierung wurzelt unsere Kraft. Ein Jüngling läßt sich noch bilden, an einem Greise nach neuen Methoden experimentiren wollen, hieße nur für den Tod arbeiten. Seine Kräfte schonen, und, wo sie morsch werden, ihnen nachhelfen, ist die einzige Klugheit ...."

„Ihr urtheilt sehr richtig, erlauchter Senator, wenn Ihr Zeno versteckte Absichten unterschiebt... Unser Vetter hat allerdings die Sache etwas zu grell hingestellt," meinte der Cardinal, über Donato's heftige Ausdrucksweise um Molino's willen unangenehm berührt. „Dennoch bedarf es keiner Frage, daß die Anklage wider meine

Familie nur Zeno's weiteren Planen die Bahn eröffnen soll. Unterläge der Doge, so wäre auch die bis dahin über allen Zweifel erhabene Autorität des Rathes der Zehn in Frage gestellt, der Welt ein Beispiel gegeben, daß auch er verwundbar ist."

Der Staats-Inquisitor lächelte; er verstand, wohin der Prälat zielte. Aber wie wenig Sympathie er mit den Männern dieser Partei auch im Allgemeinen empfand, die gleichen Interessen drängten sie zu einander hin. Plötzlich sehr ernst werdend, entgegnete er mit den Zeichen des Vertrauens:

„Ja, Zeno denkt an Veränderungen im Rathe der Zehn, die dessen Kraft in der Wurzel vernichten würden: er will ihn unter das Gesetz stellen. Das ist kurzsichtig und einseitig — darf niemals geschehen! Für einen Staat, in dem die ganze Aristokratie an der souverainen Macht Theil nimmt, bedarf es einer Gewalt, der sich alle Geister beugen müssen, die ohne Form, ohne Regel, ohne Oeffentlichkeit richtet, ihren Willen über alle Gesetze stellen darf und Niemandem Rechenschaft schuldet. Hätte Genua ein solches Tribunal besessen, das für alle Leidenschaften ein Zügel ist, es wäre nicht den Eroberungen der Fremden, nicht dem Ehrgeize seiner Bürger erlegen!... Im Rathe sind Ungehörigkeiten vor-

gekommen," fuhr er, die Cornarischen Gesetzwidrigkeiten unberührt lassend, fort, „aber kein Uebel in einer Republik so groß, das man nicht lieber ertrüge, als durch Unruhen den Blick der Menge darauf zu lenken. Vor Allem dürfen wir das Tribunal nicht dem Urtheile des Großen Rathes unterwerfen lassen. Erst einmal dem Strome nachgeben — wer wüßte, wohin er uns führte!"

Des Cardinals Augen begegneten während dieses Gespräches mehrmals denen seines Bruders mit Selbstzufriedenheit; seine Schlüsse waren richtig gewesen.

„Wenn aber gerade die Durchführung dieses von Euer Gnaden erwähnten Punktes Zeno sich zur Aufgabe gestellt hätte?" fragte er. „Wenn er sich nicht beschwichtigen ließe und hier nur die Wahl zwischen Siegen und Unterliegen wäre, wie dann, Illustrissimo? Würdet Ihr das Gefäß zertrümmern, wenn der Inhalt Euch verderblich erscheint?"

„Ihr greift ein wenig der Zeit vor, Monsignore," erwiderte Molino mit pikantem Ausdruck, setzte jedoch gleich darauf ohne weiteres Bedenken mit jener leidenschaftslosen Entschlossenheit hinzu, die an einen Bürger des alten Sparta erinnern konnte: „Meinem Vaterlande

verderblich, und ich würde es mit eigener Hand vernichten, selbst wenn ich Bruderblut vergösse!" Dann kurz abbrechend, erkundigte er sich, ob Foscarini schon in Venedig angekommen sei.

Die Frage wurde bejaht. Einige der Männer hatten den Gesandten bereits gesehen. Man sprach von dem Zweck seiner Sendung, seinen diplomatischen Erfolgen, seinem Anhange und Einflusse, seiner Verbindung mit Zeno.

„Ist das entschieden?" fragte Molino, auf die letztere Bemerkung Bezug nehmend, und wie wenig auch im Allgemeinen seine Empfindungen durch seinen Ausdruck zur Anschauung kamen, in diesem Augenblick war etwas wie Enttäuschung in der Miene des Staatsmannes zu lesen.

„Seiner Klugheit und seinen sonstigen Verdiensten nach zu urtheilen, sollte man Foscarini Besseres zutrauen," meinte Donato. „Seine Mission war wahrlich nicht leicht; er hat sich den Dank der Republik in hohem Maße erworben, und ...."

„Das ist jetzt Nebensache!" fiel ihm Francesco Cornaro ins Wort. „Nur der ist ein wahrer Freund der Republik, der ihre Ruhe erhält, für ihr altes, gutes Recht gegen den Meuterer auftritt; Foscarini steckt

aber mit Zeno unter Einer Decke. Gestern ist er bei ihm gewesen und heute wahrscheinlich wieder — wie meine Leute mir berichteten, hat er in der Dämmerung unter dem Schutze der Maske seinen Palast verlassen; Alles war dabei in Geheimniß gehüllt... Bembo ist eben bei Zeno; er wird uns wohl über die dortigen Vorgänge Nachricht bringen."

„Das sind noch keine Beweise!" sagte der Staats-Inquisitor wie im Selbstgespräche, während er ernst vor sich niederblickte und dabei in seinen Erinnerungen zu leben schien. „Es würde mir um Venedig nicht minder leid thun, als um Foscarini. So bedeutend er ist, so gefährlich könnte er werden!... In diesem Falle geschah seine Zurückberufung zur Unzeit," setzte er, wieder zu den Anderen gewandt, hinzu.

„Illustrissimo, sollte er wirklich so bedeutend sein?" fragte Francesco Cornaro mit jenem Lächeln der Ueberhebung, welches kleinen Naturen so eigen ist, wenn sie glauben, große, ihnen unverständliche Geister in ihre niedere Sphäre herabziehen zu können. „Wie Zeno's Hauptruhm in seiner Schreierei besteht, so verdankt Foscarini gewiß einen großen Theil seiner Erfolge seinen äußeren Vorzügen. Er ist ein Held im Salon,

und Paris gerade der Ort, wo solche Gaben ihre größten Triumphe feiern."

„Richelieu gegenüber würden sie kaum Stich halten," erwiederte Molino jetzt seinerseits mit feinem Lächeln. „Ich würde die Sache gerade umkehren: Foscarinis äußere Anmuth ist nur die unscheinbare Hülle, hinter der sich geistige Schärfe — die Kraft und der Wille eines Löwen — unbeargwohnt verbergen. . . Nehmt Euch in Acht, Signore," fuhr er mit der Autorität seiner hohen Stellung fort, „daß Ihr nie in die Lage kommt, die unterschätzten Kräfte dieses Gegners an Euch prüfen zu müssen! Ich halte beide Männer für sehr bedeutend, aber Foscarini als Feind für ungleich gefährlicher, als Zeno. Dieser ist rücksichtslos, übereilt — er schont zu wenig, darum hat er Feinde; er handelt stets offen, verbirgt nie seine Absichten und verläßt sich nur auf das, was er sein Recht nennt; dadurch gibt er seinen Feinden Vortheil über Vortheil in die Hand. Foscarini ist und thut von Allem das Gegentheil: er besitzt keine Feinde, seine persönlichen Eigenschaften erwerben ihm die Liebe, seine glänzenden Talente die Bewunderung der Menge; sein Ruhm ist in Jedermanns Munde. Die Signoria kann ihm ihre Anerkennung für seine ausgezeichneten Verdienste nicht

versagen, und doch ...." Er verschluckte plötzlich den begonnenen Nachsatz und fügte mit dem Tone der Zuversicht hinzu: „Ich geb' ihn noch nicht verloren!"

„Wie, Monsignore, ich erinnere mich eben — waret ihr nicht Freunde?" fragte der Prälat, dessen häufige Abwesenheit von Venedig ihn den Patriziern und deren Verbindungen entfremdet hatte, welcher aber nicht leicht einen Umstand außer Acht ließ, der folgenreich werden konnte.

„Wir waren es, ob wir es ferner sind, hängt von Foscarini ab," antwortete Molino wieder mit jener kalten Ruhe, die im Leben dieses Staatsmannes stets die Oberhand behielt, obgleich seine Stimme jetzt tonlos klang. „Der Maßstab für die Freundschaft der Männer ist ihre politische Ueberzeugung. Wir liebten einander — als schlimme Feinde würden wir uns im Collegio wieder begegnen; Foscarini handelnd an der Spitze jener Partei, würde einen Kampf hervorrufen, der nur mit seinem Untergange endigen könnte."

Marina hatte einige Minuten dem Gespräche der Signori gelauscht. Die Art, wie dieselben kalt und gehässig über Menschenglück und Menschenleben verfügten, erschreckte sie, obgleich sie die Personen, von denen hier die Rede war, nicht kannte. Ihre Phantasie

wandte sich schnell von den düstern Bildern berechnender Staatsklugheit ihren lichten Träumen zu, und da sie sich jetzt ganz unbemerkt sah, so entschlüpfte sie durch die nächste Thür und eilte nach dem auf der andern Seite des Palastes befindlichen Balkonzimmer.

Zehntes Kapitel.

Wie wir aus dem Vorhergehenden erfuhren, traf Marina den Bocconio noch an. Was sie durch ihn erfuhr, zertrümmerte ihre Hoffnungen mit Einem Schlage; sie stand schwindelnd vor der Macht der sie erfassenden Ereignisse, zitternd vor der nächsten Stunde, die sie als Braut dem fremden Manne zuführen sollte. So das geistige Gleichgewicht verloren, nur von stürmischen Gefühlen beherrscht, war sie in ihrem Gespräch mit Bocconio viel weiter gegangen, als sie wollte.

Nachdem er sie verlassen und sie einsam in ihrem Gemach den gethanen Schritt überdachte, rang sie, mit Purpurröthe übergossen, die Hände. Was würde der Nobile von ihr denken? Sie für leichtfertig halten und verachten! Und doch, mußte sie nicht — ihn warnen gegen die bösen Absichten derer, denen er vielleicht vertraute?... O, dieses Lob aus dem Munde seines

Feindes, wie war sie stolz darauf! Ja, sein hoher Geist war in seinem Auge zu lesen. — Dann wieder die nackte Wirklichkeit überschauend, brach sie in Thränen aus und starrte schmerzversunken vor sich nieder: es war der erste Sturm, der diese bis dahin nur von sanftem Frühlingswehen berührte Knospe mit seiner ganzen Allgewalt ergriff.

Bei jedem Geräusch fuhr das Mädchen zusammen; innen mußte sie, wenn Bembo erschien, des Rufes ihres Vaters gewärtig sein, und dort draußen — würde der Geliebte auf ihre Bitte kommen? Sie fühlte sich erbleichen und zittern, erschrak vor ihren eigenen Gedanken, und dennoch schlugen alle ihre Pulse ihm entgegen. So wenig sie an die Möglichkeit seines Besuchs, besonders zu dieser Stunde, glaubte, lauschte ihr Ohr doch auf den leisesten Ton. Ach, sie hatte nichts zu hoffen, er war ja ihres Hauses Feind! Dennoch klammerte sie sich an ihn wie der Ertrinkende an einen letzten schwachen Faden.

So verging fast eine Stunde.

Auf den Straßen war es todtenstill, nur das Plätschern des Wassers verbreitete ein eintönig-melancholisches Geräusch. Der Mond hatte sich in Wolken gehüllt, die Fittiche der Nacht lagen schwer und finster

über dem engen, von hohen Gebäuden eingeschlossenen Canal, so daß sich die Umrisse der Gegenstände nur undeutlich unterscheiden ließen.

Marina horchte.

Leiser Ruderschlag wurde vernehmbar, er kam näher, sie bog sich so weit als möglich über die Balkonbrüstung, aber die Gondel glitt langsam vorüber, und Alles wurde still, wie zuvor.

Wieder kam ein Fahrzeug, aber wie sehr sie auch das Ohr anstrengte, sie konnte nicht unterscheiden, ob es an der großen Treppe der Hauptfaçade des Palastes anlegte. Ihrem Balkon näherte sich kein Ruder, keines — und muthlos sank ihr Haupt auf die Brust.

„Gnädige Signora!“ rief halblaut eine Stimme, und der Page Catterino steckte den Kopf durch die Thür. „Darf ich eintreten?“

Das junge Mädchen hieß ihn kommen. „Ist er da?“ fragte sie mit unsicherem Tone.

„Ihr befahlt, es Euch sogleich zu melden. Ja, der Senator hat sich eben zu Eccellenza, Eurem edlen Vater, begeben; es befinden sich mehrere Herren dort. Signora Nani wartet im großen Saale, sie fragte mich schon zweimal nach Euch. Eurer Vorschrift gemäß antwortete ich, daß Ihr, wie sie gewünscht, mit der

Toilette beschäftigt wäret, worauf sie Euch bitten ließ, ja vorher noch zu ihr zu kommen; sie müsse sehen, ob Ihr Euch auch für den heutigen Abend würdig geschmückt hättet."

„Also schon da!" wiederholte Marina, die auf die letzten Worte kaum achtete, mit gepreßter Stimme, und ihre Hände falteten sich in schmerzlicher Resignation. „Sahst du ihn?"

Der Page trat ihr einen Schritt näher, und sein Auge blickte entrüstet und zugleich theilnehmend auf die junge geliebte Herrin. „Er könnte Euer Großvater sein, so alt und garstig sieht er aus. O, diese Schmach! Trüg' ich erst meines verstorbenen Vaters Schwert und kommandirte seine Galeere, beim Heiligen! ich würde den erlauchten Herrn fordern auf Tod und Leben für die Kühnheit, sein Auge auf Euch zu richten! Ihr ..."

„Still, hörtest du nichts?" fragte Marina, die einen Moment lauschte und dann, aufspringend, mit der Hand nach dem Balkon deutete. „Heilige Jungfrau, es naht Jemand — höre doch! Er kommt! ... O, Catterino, wenn du mir je ein wenig gut warst, so eile!" bat sie, die Wange mit Purpur übergossen und das Auge noch immer voll Spannung auf die

angelehnte Thür gerichtet. „Eile, halte draußen Wache, laß Niemanden — hörst du — Niemanden herein! Vernimmst du etwas, so gib mir augenblicklich ein Zeichen — und nun schnell fort!“

Ihre ängstlichen Blicke nach dem Fenster und Balkon machten dem erstaunten Jüngling erst begreiflich, um was es sich hier handelte. Er sah, wie sie, die Hand aufs Herz gedrückt, nach Athem schöpfte, und kopfschüttelnd wollte er ihr zu Hülfe springen; sie aber wehrte ihn ab und machte ihm wiederholentlich ein Zeichen, sie zu verlassen.

Marinas Ohr hatte sie nicht getäuscht; es war Foscarini.

Nachdem der Nobile, in seinem Palaste angelangt, erst mehrere Boten empfangen, Aufträge ertheilt und in Zeno's Interesse noch für morgen einige nothwendige Schritte gethan hatte, gab er die Weisung, daß er für Niemanden mehr zu sprechen sei und nicht gestört sein wolle. Dann, während seine Diener ihn in seinem Kabinet beschäftigt glaubten, verließ er, in Mantel und Maske gehüllt, auf einer verborgenen Treppe und heimlichen, verschlossenen Gängen, die sich damals in allen Palästen Venedigs befanden, das Haus, wand sich durch eine kaum sechs Fuß breite Gasse, bis er am

nächsten Rio seinen Gondolier, den einzigen Vertrauten seines Geheimnisses, gleichfalls maskirt antraf.

Schweigend stieg er in die schwarze Gondel, und leise flog das Fahrzeug im Schatten der Gebäude hin. Kein Wort, das zum Verräther hätte werden können, wurde draußen zwischen Herrn und Diener gewechselt.

Antonio Foscarini war kühn und voll Leidenschaft, aber er war ein Edelmann im wahrsten Sinne des Wortes, durchdrungen von den Gesetzen des Ritterthums. Heilige Pflicht mahnte ihn zur Vorsicht für sie, die in kindlicher Unbewußtheit durch die Bitte um seinen Besuch ihre Ehre in seine Hand gelegt, und die ihm seit dieser Stunde vielleicht schon das Theuerste auf der Welt war.

Zu San Polo angelangt, bogen sie leise, Bocconio's Beschreibung folgend, in einen schmalen Rio ein, der die Seitenfaçade des Palastes Cornaro bespülte, während die Mehrzahl der Gemächer auf das Campo mit seiner düstern Kirche schaute. Die Gondel hielt ein paar Schritte von dem Balkon entfernt; beide Männer lauschten mit angehaltenem Athem. Alles blieb still, überall Dunkelheit. Noch ein Ruderstoß, und sie befanden sich unter dem Balkon, der, mit einer leichten

Gallerie umgeben, sich ungefähr eilf bis zwölf Fuß hoch über dem Wasser erhob.

„Du hältst die Wacht dort weiter unten, jenseit der nächsten Brücke," flüsterte Foscarini, indem er mit der Hand um die Ecke deutete. „Rührst dich nicht von der Stelle, es sei denn, daß du das bekannte Zeichen vernähmst!"

Darauf erhob er sich aus dem Fahrzeug, und den Fuß in die Spalten einzelner gelockerter Steine setzend, schwang er sich leicht und gewandt an der unebenen Mauer empor. Ein Moment, und er hatte den Balkon erreicht, die niedrige Brüstung überstiegen.

Der röthlich gedämpfte Schein einer Ampel drang aus dem Innern des Zimmers durch die angelehnte Thür.

Antonio stand zögernd, fast befangen — nicht weil er sich im Hause seines Feindes befand, dafür trug er Waffen, sondern dem unschuldigen, ihm vertrauenden Weibe gegenüber. Durfte er wagen, in dieses Heiligthum weiter einzudringen? Ein Gefühl wie des Unrechts beschlich ihn; er war sich wohl bewußt, daß der nächste Schritt vorwärts, indem er in den stillen Tempel kindlichen Friedens die ersten Wogen der Leidenschaft

trug, für immer über Glück und Ruhe des theuren Wesens entschied.

Unentschlossen, hatte seine Hand die Thür noch nicht berührt, als diese, vom Zugwind bewegt, sich von selbst öffnete, und er Marina vor sich erblickte.

Im weißen Gewande, die lichtblonden Flechten nach griechischer Art mit einer blauen Binde durchschlungen, lehnte sie, nur wenige Schritte entfernt, an einem Sessel. Foscarini hatte Mantel und Maske von sich geworfen, und beide standen sich Aug' in Auge sprachlos und unbeweglich gegenüber.

Wovon sie geträumt, was sie in Wirklichkeit kaum zu hoffen gewagt, es war geschehen! Und überwältigt von der Gewalt des Eindrucks, neigte Marina das Haupt in lieblicher Verschämtheit. Ihre schüchternen Blicke senkten sich gleich der zarten Blüthe, die zum ersten Male von dem glühenden Strahl der Sonne getroffen wird.

Foscarini trat ihr einen Schritt näher, er sah ihr beglückt ins Antlitz, und wie unter der Einwirkung einer magnetischen Kraft, die von Herz zu Herzen strömte, schloß er das zitternde Mädchen in unwiderstehlichem Drange in seine Arme, im seligen Rausch die ganze Welt um sich vergessend. Ihr Haupt ruhte

an seiner Brust, seine Lippen suchten die ihrigen, und ehe sie noch ein Wort gewechselt, war der Bund ihrer Herzen besiegelt.

Marina ermannte sich zuerst; verwirrt entzog sie sich seiner Umarmung.

„Du verzeihst mir, Geliebte!" bat er mit sanfter Stimme, indem er ihre widerstrebenden Hände gefaßt hielt, und dunkleres Feuer strahlte aus seinem Auge. „Verkürze mir nicht den süßesten Augenblick meines Lebens! Die Vorsehung hat dich mir gesendet, und welche Kluft uns heute auch scheinbar trennt, wir gehören zu einander für immerdar!"

Das Mädchen schlug das Auge zu ihm auf; ein selig vertrauender und zugleich schmerzlicher Blick: Glück und Weh schmolzen darin zusammen.

„Ihr standet mir gestern bei, o, rettet mich heute aus noch schlimmerer Noth!" sagte sie leise.

Foscarini verstand sie nicht ganz. „Du liebst mich?" rief er voll Begeisterung. „Dein Vater ist mein Feind, aber du vertraust dich mir an — willst mein sein?.."

Marina's Wangen brannten, sie fühlte sich beschämt über die Deutung, welche ihre Worte erfuhren, und die doch der Wahrheit so nahe kam. In Thränen

ausbrechend, flüsterte sie fast unhörbar: „Ich soll noch heute mit Signor Bembo verlobt werden!“

Der Cavalier ließ sie plötzlich los und stand wie vom Blitz getroffen. „Also wirklich!“ rief er, und das Blut trat ihm in die Schläfe, sein Auge funkelte. „Bembo und Cornaro!“ — murmelte er undeutlich zwischen den Zähnen. „Ich ahnte es wohl. Der feige Verräther!... Und du, armes Kind,“ fuhr er mit weicherem Tone fort, „wardst ausersehen zum Lohne für seinen Betrug! Kennst du den Senator?“

„Ich sah ihn nie mit Augen. Er ist jetzt bei meinem Vater, und jede Minute muß ich ihres Rufes gewärtig sein... Er soll sehr garstig sein; aber wenn auch nicht, ich könnt' ihn doch nimmer lieben, ich — O, jetzt erst fühle ich die Tiefe meines Elends, da ich bei Euch bin und...“ Sie stockte; ihre Blicke hingen halb verlegen, halb ängstlich bittend an seinem Antlitz.

Ueber ihre Naivetät entzückt, küßte Foscarini die Thränen von ihren Wangen.

Wie der Löwe an seiner Kette, die er nicht zerbrechen kann, arbeitete seine stolze Seele unter dem demüthigenden Gedanken, dieses holde Wesen, das sich ihm in Liebe weihte, vor der sie bedrohenden Schmach nicht schützen zu können. Bembo, dieser gemeine Wicht,

der die heilige Sache des Vaterlandes und die eigene Ehre verschacherte, Rechte an diesem Mädchen! — Foscarini's Hand zuckte nach dem Dolche. Ihn zu durchstechen, wenn er es wagte, sein Kleinod zu berühren, war sein erster Gedanke. Doch was hätte er damit gewonnen? Nur sie um so gewisser verloren. Nein, kein Blut durfte zwischen sie treten! Marina's Besitz und Venedigs Recht sollten mit unbefleckten Waffen erkämpft werden; sie mußte nach Ausgleichung der unheilvollen Streitigkeiten das Pfand der Versöhnung sein.

Diese Vorstellungen, blitzschnell vorüberziehend, zertheilten die Wolken auf seiner Stirn, und als hätte er sich bei einer unüberlegten Handlung ertappt, stieß er den Dolch in die Scheide.

Marina's Blicke waren ihm gefolgt, sie wußte den Wechsel seines Mienenspiels nicht zu deuten.

„Geliebte, noch heute deine Hand von deinem Vater als den köstlichsten Besitz meines Lebens zu erbitten, wäre das höchste Erdenglück für mich; allein eine ernste, heilige Pflicht verbietet es. Der Mann gehört seinem Vaterlande, es hat das erste Anrecht auf ihn — dein Vater und ich stehen uns im Rathe als Gegner gegenüber, und ich kann, wie sehr auch mein Herz dazu

neigte, die uns trennende Kluft nicht überschreiten, ohne Treubruch an der Sache meines Vaterlandes, meiner Ueberzeugung und meiner Ehre zu üben. — Gedulden wir uns nur wenige Tage, viel muß sich in dieser Frist entscheiden, und Alles wird sich hoffentlich zum Guten wenden... Wie es aber auch kommen mag," setzte er leiser hinzu, und sein Ton vibrirte vor innerer Bewegung. „Fürchte du nichts — nur über meine Leiche sollte er dich zum Traualtar führen! Du bist mein, so wahr als unser Schicksal in der Hand des Weltenlenkers liegt, und keine Macht der Erde soll dich mir entreißen!"

Marina hatte seinen Worten still gelauscht; dem sanften Druck seines Armes nachgegeben, stand sie, das lockige Haupt an seine Brust gelehnt. Erst gegen den Schluß seiner Rede glitt ein kaum merklicher Schauer durch ihre Glieder.

„O, Signore, was Ihr da von meinem Vater sagt, das war es gerade, weshalb ich Euch sprechen wollte, denn sonst —" ihr Auge senkte sich, als sie leiser hinzufügte: „hätte ich Euch nicht an Euer Versprechen gemahnt und der Mädchensitte so vergessen. Ich mußte fürchten, daß Ihr Uebles von mir dächtet. Aber Euch droht Gefahr. Ihr habt viele Feinde, und

sie denken es böse mit Euch zu machen. O, laßt Euch erbitten, unternehmt nichts — es brächte mir schier den Tod!"

Fescarini sah sie lächelnd an; seine Hand glitt liebkosend an ihren seidenen Haarflechten hinab und umschlang ihren Nacken. „Liebchen, ich habe auch viele Freunde," sagte er, sie beruhigend und in jenem süßen Gefühl, ein theures Wesen um sich besorgt zu wissen. „Gefahr liegt mir fern — ich selbst bin bei den politischen Kämpfen persönlich gar nicht betheiligt. Nur im Interesse meines Freundes und . . . "

„Von Eurem Freunde — ja, von dem war viel die Rede," unterbrach ihn Marina. „Aber auch von Euch. Der ernste Herr — ich dächte, Molino war sein Name — sprach unheilvoll drohende Worte. Er glich dabei dem Stein, der tödtet und selbst nichts empfindet. O, ich ahnte nicht, wie nahe . . . "

„Molino — war der bei deinem Vater?" fragte Foscarini, und sein Antlitz umdüsterte sich.

Marina bejahte und erzählte dann, was sie von dem Gespräch der Männer aufgefaßt hatte.

„So muß ich fort!" sagte Foscarini, schnell entschlossen.

„Signore, nicht so!" bat sie in steigender Angst.

„Was wollt Ihr thun? ... Versprecht mir zuvor, Euch keiner Gefahr auszusetzen; ich fände sonst nicht Ruhe, bis ich Euch wiedersähe!“

„Kind, sei unbesorgt, nichts will ich thun; nur zu meinem Freunde will ich — er rechnet auf keinen solchen Widerstand, ich muß ihn warnen!“

„O, auch nichts gegen meine Angehörigen!“ bat sie, die Hände gefaltet. „That ich Unrecht — es geschah aus Sorge für Euch.“

Foscarini betheuerte ihr wiederholentlich, daß er nicht daran dächte, irgend welche Schritte zu unternehmen oder gar ihre im Vertrauen gemachte Mittheilung zu mißbrauchen. Es ward seinen Worten und Liebkosungen nicht schwer, ihr bald wieder ein Lächeln abzugewinnen.

„Und nun, da der Augenblick der Trennung geschlagen,“ sprach er, ihre beiden Hände in den seinigen haltend, „darf ich mit dem Troste scheiden, dich wieder zu sehen?“

Da sie unentschlossen schwieg, drang er heftiger in sie, ihm dieses süße Glück nicht zu rauben.

„Darf ich?“ entgegnete sie kaum hörbar. „Sagt es selbst! Ich wollte es wohl gern — aber ist es auch recht? Die frommen Schwestern, bei denen ich bis

jetzt lebte, würden unserm Zusammensein wehren. Und dann die Gefahr — wenn die Base oder mein Vater Euch hier fände — erbarmender Gott!"

„Ist es Unrecht, einen Menschen glücklich zu machen?" fragte lächelnd Foscarini, der ihre letzten Worte unbeachtet ließ. „Frage dein eigenes Herz, das dem Mitleid so offen ist. Die frommen Schwestern haben nie warm gefühlt, ihr Sinn ist todt für das Glück der Liebe.... Nicht wahr, ich darf?" bat er zärtlicher, und seine Augen suchten die ihrigen.

Sie antwortete nicht, aber ihre scheuen, innigen Blicke sprachen statt der Lippen.

„Habe Dank!" rief er beglückt. „Wenn die Nacht einbricht, bin ich bei dir!"

Marina barg die glühenden Wangen an seiner Brust. „So komm'!... Wenn die Nacht einbricht," wiederholte sie leise, „wird mein Tag aufgehen. Die Sonne, die ich so liebte, soll mir von nun an Feind, die Sterne werden meine einzigen Freunde sein, bis auch das Licht des Tages unserer Liebe leuchten darf!"

Er küßte die Worte von ihren Lippen, aber sein Antlitz wurde dabei feierlich ernst. „Holdes Mädchen, dein Vertrauen soll dich nicht betrogen haben!" antwortete er; und ahnungslos, wie schwer er das Wort,

im Schicksalsbuch verzeichnet, einst lösen sollte, setzte er hinzu: „Wie du dich mir geweiht, so schwöre ich beim heiligen Gott, daß dein Glück und deine Ehre mir theurer sein sollen, als das eigene Leben! Bleibe treu und standhaft, ich schütze dich!“

Er hielt sie eng umschlungen, und sie standen eine Weile stumm, nur in dem Gefühl ihrer Liebe lebend, bis plötzlich leise an die Thür geklopft wurde.

„Das ist Catterino, ich muß fort!“ flüsterte sie, und ihr Herz schlug heftiger, indem sie sich schnell seinen Armen entzog.

Noch ein Blick Seel' in Seele, und sie schieden.

Elftes Kapitel.

In dem Augenblick, wo der Cavalier Foscarini die schlüpfrigen Stufen einer vom Palast Cornaro sechs bis acht Häuser entfernten, schon in der nächsten Querstraße gelegenen Brücke überstieg, um sein dort haltendes Fahrzeug zu erreichen, näherten sich zwei Männer von der entgegengesetzten Seite, welche gleichfalls maskirt waren. Bei dem Anblick des Fremden drückten sie sich, um nicht bemerkt zu werden, behutsam hinter einen Säulenvorsprung, ließen ihn hart an sich vorbeigehen, und erst als er ihnen beim Einsteigen in seine Gondel den Rücken kehrte, traten sie aus dem Schatten hervor.

Sichtlich ärgerlich, daß sie zu spät angelangt waren, um zu sehen, von wo der Fremde gekommen, wechselten sie leise Worte mit einander und schauten dabei bald nach einer niedrigen, auf die Brücke zuführenden Pforte in der Seitenmauer eines Palastes, als ob sie ver-

mutheten, daß er dort gewesen; bald folgten ihre Blicke spähend der Richtung seines schnell enteilenden Fahrzeugs.

„Danielli," flüsterte der Kleinere von Beiden, eine breitschulterige, untersetzte Gestalt, „du weißt den Riemen zu handhaben, als wärest du zehn Jahre unfreiwilliger Gast auf San Marco's Galeeren gewesen; da, setz' den Nachtvögeln nach, sieh, wo sie bleiben. Es scheint mir nicht ganz richtig damit."

„Dank' Euch, Signor Vano, für den ausgesuchten Vergleich. San Marco's Gastfreundschaft auf seinen Ruderbänken mit Beineisen und Brandzeichen — bei meiner Seligkeit, dafür lieber zehnmal den Galgen!" erwiederte der junge Bursche mit einem Anflug von Entmuthigung, während er, ohne Anstalten zu machen, den Abfahrenden zerstreut nachschaute. „Und Ihr, wollt Ihr nicht mit?"

„Ich darf meinen Posten nicht verlassen," entgegnete der Angeredete. „Flugs, Danielli, wenn du tüchtig ausholst, erreichst du sie noch, wiewohl der da sein Handwerk nicht im Schlaf gelernt hat. Laß dir keinen Umstand entgehen; es soll dein Probestück sein und empfiehlt dich bei den erlauchten Herren."

„Ein weiter Vorsprung — der Kerl gebraucht's Ruder, als säß' ihm der Teufel auf dem Nacken!"

meinte Danielli, dessen Auge mit Kennerblick die Ferne durchmaß.

Obgleich er dann ohne weiteren Verzug die Brückentreppe hinabstieg, eine dort befindliche Gondel losmachte und hineinsprang, so schien doch seine Neigung mit seinen Füßen nicht gleichen Schritt zu halten; es lag ein inneres Widerstreben in seinen Bewegungen, als ob er etwas thue, das sich seinem Naturel nicht anpassen wollte.

Während Vano noch am Canal zurückblieb, ließen sich von Neuem näher kommende Schritte vernehmen. Gleich darauf wurden die Umrisse einer großen, vierschrötigen Gestalt sichtbar, die unter ihrer Wohlbeleibtheit mühsam daher keuchte.

„Kommst zu zeitig!" sagte Vano, der trotz der Dunkelheit den Fremden schon aus einiger Entfernung erkannte. „Ruazzo hat sich noch nicht sehen lassen, das Pförtchen ist fest verschlossen."

„Glaub's schon," antwortete eilfertig der Kommende, ein Franciscaner-Mönch, der unter dem Namen Pater Dominicus von Venedig in der Stadt bekannt war, aber gegenwärtig die braune Kutte seines Ordens mit einem hellfarbigen 'Mantel und der Maske vertauscht hatte.

Stehen bleibend, schöpfte er tief Athem, indem seine Hand sich auf die Magengegend preßte. „Beim heiligen Franz von Assisi, zu viel ist vom Uebel! Ich muß durchaus den Cyperwein lassen, er macht mir das Athmen immer beschwerlicher. . . Sahst du die zwei Gondeln, die eben hier vorbeischossen?“ fuhr er mit seiner dünnen, weibisch klingenden Stimme fort, die zu der starkknochigen Gestalt in unangenehmem Widerspruch stand. „Dem Ohre zu trauen, mußten sie erst aus dieser Gegend abgefahren sein.“

„Just von hier,“ entgegnete Vano. „Einer davon war Danielli, welchen ich dem Anderen auf die Fersen schickte.“

„Von hier? Aus dem spanischen Palast?“ rief Dominicus, während seine Hand auf die erwähnte Pforte deutete, und sein dicker Kopf sich ein paar Zoll vorreckte. „Ich dachte es beinahe! Wohl gar Seine Excellenz der Marchese de Castro?“

Vano zuckte die Achseln. „Wir trafen erst ein, als er eben nach der Gondel ging; aber der Richtung nach mußte er aus dem Gesandtschafts-Palast kommen.“

„Ich Esel, daß ich auch nicht hier sein konnte!“ brummte Dominicus, und sein Fuß stampfte den Boden. „Eben erst den Auftrag erhalten, den Palast sorgfäl-

tiger zu bewachen — auf alles drinnen Vorgehende genau zu achten — statt zwei Aufpasser vier anzustellen! Hm, hm, und muß mir das entgehen lassen! Die späte Stunde — diese Eilfertigkeit! Was haben Spanier jetzt auf den Canälen zu suchen? Müßige Nachtschwärmer, die sich die Wolken anschauen, waren das wahrhaftig nicht — die halten ein anderes Tempo inne. Es hat was zu bedeuten; die hohen Herren mußten schon Unrath wittern, denn umsonst war des erlauchten Inquisitors Befehl nicht."

„Die vermaledeite Imagination geht immer mit dir durch, Pater Dominicus! Das kommt auch von dem cyprischen Safte — macht's Blut zu hitzig," entgegnete Vano ärgerlich, der hier sein zurückhaltendes Wesen, das wir ihn in der Weinschenke beobachten sahen, völlig abgelegt hatte. „Der Floh wird in deinen Augen zum Scorpion, und ein Verliebter, welcher seiner Donna ein Notturno bringt, zum spanischen Gesandten, der die Republik verräth."

„Ist Alles schon dagewesen," versetzte Dominicus. „Denk' nur an die Vierhundert, die mit dem vorigen Gesandten, dem Queva, im Bunde, es auf Venedigs Vertilgung abgesehen hatten. . . Aber dafür mußten sie auch sammt und sonders in Einer Nacht die Tiefe des

Canals Orfano durchmessen — ich hab's ihnen mit besorgen helfen", setzte er mit innerem Wohlbehagen hinzu, und die Rohheit seines Wesens wurde selbst unter der Maske fühlbar.

„War dazumal nicht hier, hörte aber Wunderdinge davon erzählen," antwortete Vano. „Recht aufgeklärt ist die Geschichte nie worden."

„Glaub's schon," erwiederte Dominicus mit listigem Augenblinzeln. „Dafür gleichen die „von oben" auch dem Donnerwetter; schlagen ein, wo es ihnen gefällt, ohne daß Einer fragen darf, weshalb."

„Jetzt hat es mit der Verschärfung der Wachen aber ganz andere Ursache," begann Vano wieder. „Wenn du vor den Augen schmeichelst und dich bis auf die Fußspitzen bückst, wie die erlauchten Senatoren vor dem edlen Ritter de Castro, und hinter dem Rücken zuschnappst, wie eine Art bissiger Hunde, so mußt du auch auf deiner Hut sein, willst du dir das Fell heil erhalten. So ist's mit San Marco gerade. Ich hörte neulich was davon verlauten, als ich im Vorsaale zum Rathe der Zehn auf Signor Bembo wartete. Der Heilige hat ein schlechtes Gewissen von wegen eines Vertrags mit dem Franzmanne, der hinter Mailands Rücken gemacht wurde, das der Franzos dem Spanier

aus den Zähnen reißen möchte, wenn sie nur nicht so vermaledeit scharf wären. Die hohen Senatoren würden ihm gern dabei helfen, denn sie lieben Seine katholische Majestät gerade so sehr, wie der Schäfer den Wolf, der ihm in die Heerde einbricht. Aber siehst du, es ist damit just wie mit dem Teufel: sich ihm offen widersetzen, geht nicht, man sucht ihm hinterrücks einen Betrug zu spielen."

Dominicus, der zu dieser Auseinandersetzung beifällig und grimmig lachte, war während dessen längs des Gebäudes hin und her gegangen und hatte dabei zu verschiedenen Malen leise an dem Drücker der kleinen Seitenpforte gerüttelt, aber die Thür fest verschlossen gefunden.

„Was noch mehr ist," meinte Vano, nach einer Pause auf den ersten Gegenstand zurückkommend, „ich wollte darauf schwören, daß der Fremde gar kein Spanier gewesen. Auch führte die Gondel nicht ihr Abzeichen."

„Denkst du, wenn der Wolf in den Schafstall schleicht, daß er sich dazu eine Glocke umhängt?" fragte Dominicus verächtlich.

„So trägt kein Ausländer den Tabaro," fuhr der

Andere fort, ohne auf die sarkastische Bemerkung zu achten.

Der Mönch wandte sich schnell um. „Glaubst du, daß es ein Nobile war?“

„So gewiß, als du keiner bist und nimmer einer werden wirst,“ versetzte Vano. „Ein Nobile vom Kopf bis zur Zehe... Gewisse Zeichen an dieser Race trügen auch in der Dunkelheit nicht: gehen, als ob für sie Petrus das Thor noch weiter aufreißen würde, als für andere Christenkinder, als ob es keine Ecken gäbe, um die man sich biegen müßte, keine Pforten zum Bücken. Noch zehn Larven über seiner, und er hätte meine Augen doch nicht betrogen.“

Dominicus hatte den Worten seines Kameraden mit luchsartiger Aufmerksamkeit gelauscht. „Das verdammte Maskenzeug!“ fluchte er. „Wäre ich Inquisitor, noch heute sollte es bei Galgenstrafe dahin, wo der Canal am tiefsten ist.“

„Hm, deine Larve auch, Pater Dominicus?“ lachte Vano. „Alter Pantalone, du könntest sie doch am allerwenigsten entbehren. Je nach den Umständen: heute mit dem hänfenen Strick um die Kutte, dem Brevier in der Hand und dem Bettelsack über den Nacken; morgen mit dem Tabaro um die Schultern

bei der Zeche, und — wenn ich meinen Dolch nur nicht so gut zu gebrauchen verstände — trotz deines Wanstes, der in den Augen der Weibsleute gerade nicht zu den Adonis-Schönheiten gehört, hinter dem Stuhle der kleinen spanischen Zofe, meiner Liebsten, dort drinnen den Galanten spielen — he?"

„Weg mit dem unzeitigen Geschnak!" unterbrach ihn Dominicus, indem er mit einer heuchlerischen Geberde die leichtfertige Rede zurückwies.

Wieder ging er einige Schritte auf und nieder. „Ein Patrizier zur Nachtzeit im spanischen Gesandtschaftspalast — Wetter, das ist nicht viel anders, als ein Dieb im Mondschein beim Altargeräth der Kirche!.." Er schüttelte bedenklich den Kopf. „Ein verpönter Ort; wen es nicht nach der Garotta juckt, der wird sich davor hüten!"

Dominicus sagte damit nichts Falsches. Da es in Venedig wegen der Betheiligung des ganzen Adels an der Regierung große Schwierigkeiten hatte, besonders unter dem zahlreichen Senate, die Staatsgeheimnisse zu bewahren, so verbot das Gesetz allen Edlen bei Strafe des Hochverraths den Umgang und jegliche Verbindung mit Ausländern, wobei selbst die Damen nicht ausgeschlossen blieben. Die Wohnungen der dort residirenden

Gesandten waren die gemiedensten Orte. Die Patrizier wichen schon mit Scheu aus, sobald sie nur einem Gesandten begegneten; das zufälligste Zusammentreffen galt als Verbrechen, wenn man nicht auf der Stelle davon Anzeige machte, und brachte in Gefahr, vor den Staats-Inquisitoren angeklagt zu werden.

Daß trotzdem aber die Staatsgeheimnisse nicht verschwiegen blieben, lehrten sowohl die häufige Erneuerung und Schärfung dieses Gesetzes, wie die Beispiele der Geschichte: Karl V. wußte so genau, wie Franz I., was in der Pregadi vorging, und besonders das kommende Jahrhundert bis zur Zeit unserer Erzählung liefert zahlreiche Beispiele, daß die hochgestelltesten Männer im Solde auswärtiger Mächte standen und wegen Verraths am Vaterlande ihr Leben in den Gefängnissen der Zehn oder als Geächtete flüchtig im Ausland endeten.

Dessen ungeachtet konnte es nicht auffallen, wenn Foscarini, erst vor Kurzem nach jahrelanger Abwesenheit in seine Heimath zurückgekehrt, bei seinem nächtlichen Besuch in der Aufregung und Zerstreutheit nicht im entferntesten darauf achtete, daß seine Gondel zufällig in der Nähe des spanischen Gesandtschaftspalastes angelegt hatte, ja, das Wahrscheinlichste war, daß er denselben, der ihm in der Hauptfronte schon durch das

spanische Wappen ins Auge gefallen wäre, von dieser hinteren, dem inneren Gassennetze zugekehrten Seite gar nicht erkannte.

„Wer weiß, wie es zusammenhängt — was für Edelwild hier gejagt werden soll,“ bemerkte Vano. „Umsonst, sagtest du ja selbst, war der Auftrag Seiner Gnaden nicht.“

„Freilich nicht!“ meinte der Mönch ärgerlich. „Wär' ich nur hier gewesen, er hätt' mir nicht davon sollen, und wenn ich das Ruder hätte selber zur Hand nehmen und dabei nach Luft schnappen müssen wie ein Fisch auf dem Trocknen!“

„Dann würden wir gewiß nichts weiter von ihm erfahren haben,“ versetzte Vano spöttisch. „Wenn es darauf ankommt, der geheimen Spur eines Wildes nachzuforschen, da ist Pater Dominicus auf seinem Platz; kein Mann in Venedig, der eine feinere Witterung hätte. Das wissen die „von oben“ auch sehr wohl, darum sehen sie deinen anderweitigen Schwächen durch die Finger — aber das Wild zu jagen, überlaß leichteren Füßen. Danielli ist flink und gewitzt, er wird schon herausbringen, wo die Gondel zu Hause gehört... Den Burschen haben wir jetzt sicher; aber hätte er sich nicht zehnmal um den Hals geredet, ehe er noch die

Chiffre des Tribunals unter meinem Wamms ahnte, so würde selbst das Schuldgefängniß auf der einen und meine Zechinen auf der anderen Seite ihn nicht bewegt haben."

Dominicus schüttelte den Kopf. „Ihm mangelt noch das Beste, die Vorsicht."

„Bis jetzt freilich, aber erst kurze Zeit im Dienst der Unsichtbaren, lernt sich die von selbst. Nur einmal die Daumenschrauben zu Gesicht! . . ." lachte Vano. „Sonst fehlt's ihm in keiner Weise an Talent."

„Ruazzo zögert ungewöhnlich lange," bemerkte Dominicus ungeduldig.

„Es wird drinnen noch nicht geheuer sein, und sie sind verdammt mißtrauisch — haben eine Fühlung, als säßen ihnen vorn und hinten Augen! . . . Hast du besondere Aufträge?"

„Zum Teufel, ja! Seine Gnaden Signor Molino will noch diese Nacht wissen, was die Briefe enthielten, die heute früh der Courier aus Mailand an die edle Donna de Castro brachte. Ich rechne dabei besonders auf deine Liebste, Ninetta. Die Zofe kennt die Schlüssel ihrer Herrin, und die Frauensleute sind immer gewitzt, wo es darauf ankommt, Anderen eine Nase zu drehen."

„Da war wohl für sie die Perlenschnur, die du

vorhin auf dem Rialto kauftest? . . . Nimm dich in Acht, Alter!"

Dominicus nickte. „Blitzt genug, zehn Eva's zu locken. Dann noch Absolution für ein halbes Dutzend Sünden, und die stolze, kleine Spanierin kramt aus, so viel ich wissen will, unbeschadet dessen, was sie ihren Haß für die Pantalons nennt."

Ein leises Geräusch störte hier das Zwiegespräch. Beide Männer zogen sich vorsichtig einige Schritte zurück.

„Er wird es sein!" flüsterte Dominicus. „So verdammt schlau sie auch drinnen sind, ich will schon erfahren, ob Spanier zur Nachtzeit den Palast verließen. Ich halte mich nicht lange auf, laß dir indeß nichts entgehen. Sollte die Gondel wieder zurückkehren, also hieher gehören, so merk' dir genau ihre Takelage: der Bär, der einmal Honig gekostet, holt sich mehr; künftig wollen wir ihm besser auf der Fährte sein. . . Ja, es ist Ruazzo!" setzte er nach kurzem Schweigen hinzu, als leise das Pförtchen geöffnet wurde und ein Mann, die Blendlaterne in der Hand, den Kopf herausstreckte. „Nun zurück, er darf dich nicht mit mir zusammen sehen!"

Der Kommende hatte sich kaum von der Anwesenheit des Mönches überzeugt, als er denselben heranwinkte

und, ohne ein Wort zu sprechen, mit ihm in das Innere des Gebäudes verschwand.

Die Decemvirn hatten zur Begründung ihrer Herrschaft zu allen Zeiten ein ganzes Heer von Spionen zu ihrer Verfügung, die man sicher sein konnte, überall, auf den öffentlichen Plätzen, unter den Säulenhallen von San Marco, in den Versammlungssälen, zu treffen. Kein Ort noch so geheim, keine der Andacht geweihte Stätte, kein Schlupfwinkel der Schande, wo nicht Beobachter sich einschlichen, die jeden Verdächtigen auf Schritt und Tritt, bei Tag und Nacht überwachten.

Man wählte zu diesem in Venedig keineswegs als ehrlos geltenden Geschäft Leute aus allen Klassen der Gesellschaft; Juden und Mönche am liebsten, weil diese sich leicht und unmerklich Eingang in fremde Häuser verschaffen konnten; aber auch Patrizier verschmähten eben so wenig, für den Verrath an ihrem Nächsten sich Ehrenstellen, wie Schuldner Befreiung von Abgaben, oder Verbrecher Straflosigkeit zu erkaufen. Man ließ Ausländer kommen, um sie zu derartigen Zwecken bei den Gesandten ihrer Nation einzuführen, oder nahm ein Gesandter die Milde der Republik zu Gunsten eines verbannten Venetianers in Anspruch, so berücksichtigte man seine Fürsprache unter der Bedingung, daß der

Begnadigte sich heimlich zum Verräther seines Wohlthäters hergab. Eben so waren die Secretäre und Lakaien in den Gesandtschaftspalästen stets die besoldeten Spione des Tribunals, sofern es von den Verführern abhing.

Man verband mit dieser Maxime, außer dem schon früher angedeuteten und durch die eigene Sicherheit gebotenen Zweck, auch die Absicht, die Geheimnisse fremder Höfe zu erfahren. So war das in vielfacher Beziehung musterhafte, vor allen Staaten Europas ausgezeichnete Regierungssystem der Republik nach dieser Richtung hin dazu angethan, die Menschheit in ihren edelsten Trieben zu entwürdigen und die Begriffe von Recht und Ehre zu verwirren.

Zwölftes Kapitel.

Endlich erschien der Tag, an welchem Zeno sich wieder zum ersten Male nach dem an ihm verübten Mordversuche im Großen Rathe zeigte.

Die ganze Bevölkerung blickte mit Theilnahme und Spannung auf dieses Ereigniß. Jeder wollte den vom Tode erstandenen, schwer gekränkten Mann sehen, ja, das allgemein verbreitete Gerücht, daß sich etwas von Bedeutung zutragen würde, zog mit der Macht der Neugier selbst den Theil der Einwohnerschaft, der, den Interessen fremd, keine Stimme abzugeben, nur zu gehorchen hat, in gedrängten Schaaren nach dem Marcusplatze, während die Patrizier sich mit einer Parteileidenschaft, wie sie nur in Republiken politische Kämpfe hervorrufen können, in die Rathssäle begaben.

Alle waren sich bewußt, daß es sich hier nicht blos um den Sieg zwischen zwei Familien, sondern um die

gewichtige Frage handelte: ob der Große Rath, von Zeno zum Schiedsrichter aufgerufen, sein altes Vorrecht der Entscheidung würde behaupten, oder ob die zur Alleinherrschaft hindrängenden Familien fortan die Gewalt des Fürsten und die des Rathes nach Willkür würden erweitern und beschränken können.

Die Gerechtigkeit seiner Sache hatte, wie wir bereits hörten, den größten Theil, besonders des ärmeren Adels, auf Zeno's Seite gezogen; zu den Anhängern der Cornari zählten dagegen die mächtigen Familien, welche gleich ihnen Vorrechte usurpirt, die Sitze in den hohen Collegien in ihren Familien so gut als erblich gemacht und deren Befugnisse auf Kosten des gesammten übrigen Adels erweitert hatten. Abschaffung der Mißbräuche hieß somit für sie Verlust ihrer Privilegien.

Für beide Parteien war das Resultat dieser Rathsversammlung, die ein interessantes Licht auf das damalige politische Leben der Republik wirft, eine Macht- und Existenzfrage.

Wie die Cornaristen, die auf rechtmäßigem Wege wenig Gutes erwarten konnten, das schon vorher beschlossen hatten, sollte es Zeno unmöglich gemacht werden, seine Klage vorzubringen. Man bediente sich zu diesem Zweck einer List, die im Nothfalle einen Vor-

wand zu gewaltsamem Einschreiten lieh, und bei der man besonders auf Zeno's rücksichtslosen, über Ungerechtigkeiten schnell erhitzten Charakter rechnete.

Das Gesetz verbot nämlich bei diesen Versammlungen, an welchen die gesammte Aristokratie Theil hatte und dem Herzoge der Vorsitz gebührte, ohne Ausnahme die momentane Gegenwart aller derjenigen Personen, welche bei den zu verhandelnden Fragen persönlich interessirt, also in ihren Stimmen nicht frei waren. Obgleich nun Zeno's Absicht, den Dogen anzugreifen, bekannt war, so erschien derselbe dennoch in Begleitung seiner Söhne und nahm, umgeben von den Räthen der Signoria, seinen Platz auf dem Thron ein.

Zeno, der sich dadurch in seinem Vorhaben gehindert sah, machte gleich nach seinem Eintritt in den Saal dasselbe nochmals officiell kund und die Räthe auf ihre Pflicht in Betreff der unstatthaften Anwesenheit des Fürsten aufmerksam; jedoch ohne den geringsten Erfolg. Somit blieb ihm, der die List seiner Feinde erkannte, kein andres Mittel als die Rednerbühne: Ein gefährlicher Schritt! Dennoch wiederholte er von dort aus öffentlich seine Aufforderung an den Dogen, die Versammlung zu verlassen. Er erwähnte der empfangenen Schrift und bewies durch die Gesetze, daß sie nicht

allein die Freiheit des Adels antaste, sondern geradezu etwas fordere, was mit seiner Pflicht als Capo des Rathes der Zehn im Widerspruch stehe. Schließlich sprach er von der Schwierigkeit, die man ihm stets bei Verfechtung des Rechtes in den Weg lege, da es nach den Gesetzen klar sei, daß Seine Hoheit sich entfernen müsse.

Seine Haltung blieb ruhig und unerschrocken, obgleich man sichtlich bemüht war, ihn durch Ungebührlichkeiten zu reizen und durch Drohungsmittel einzuschüchtern: So wagte einer der Räthe, ihn mitten in seiner Rede in eben so beleidigender als ungerechter Weise Lügen zu strafen; auch mußten die Secretarii auf dem Richterstuhl nachschreiben, ein Gebrauch der Staats-Inquisitoren bei schweren Fällen des Hochverraths.

Aller Augen richteten sich nun auf den Dogen, der unbeweglich auf seinem Platze verharrte. Statt seiner erhob sich endlich einer der Räthe, um zu sprechen, aber nicht von der Rednerbühne aus, wie es die Sitte einem Manne von Zeno's Range gegenüber erheischte. In der Versammlung entstand Murren und Getöse, indeß der Rath erklärte, daß es nicht seine Absicht sei, dem Vorredner zu antworten, da dessen Antrag ungesetzlich sei. Alles, was die herzogliche Angelegenheit beträfe,

müßte vorher den Räthen vorgetragen werden und könnte erst mit deren Bewilligung an den Großen Rath kommen.

Der Doge winkte ihm beifällig zu.

Jetzt ergrimmte Zeno, denn die Räthe konnten als Mitbetheiligte nicht Richter sein, auch hatten sie seine diesfallsigen Gesuche früher schon einstimmig zurückgewiesen. Heftig entgegnete er, daß man den Gesetzen Gewalt anthue, nur Ausflüchte suche, um die Wahrheit zu unterdrücken. Er versprach, sich mit zwanzigtausend Ducaten zu verbürgen, daß er Niemanden beleidigen wolle, nur möchten sie sich entscheiden, ob Seine Hoheit zugegen sein dürfe, und nicht länger verhindern, daß der Große Rath den wahren Thatbestand erfahre.

Hier unterbrach ihn der Staatsrath Donato in voller Hitze; er sprach wieder von Neuerungen, ein einziger Kopf maße sich die Gewalt an, die durchlauchtigste Signoria zu zwingen, gegen ihre Ueberzeugung zu handeln. Ihre Republik vertrage keinen Cäsar — gegen einen Cäsar würden stets hundert Bruti sich ererheben.

Zeno antwortete ihm, daß es um die Republik traurig stehen müsse, wenn an den Gesetzen festhalten für Neuerung gelte; daß Cäsar ohne Senat habe herrschen wollen, er seine Sache aber dem Großen

Rath unterwerfe. Dieser unparteiische Richter möge sie beide in den Kerker stecken und untersuchen, wer von ihnen den Namen Cäsar, wer den eines guten Bürgers verdiene.

Bei diesen Worten entstand ein allgemeines Gelächter, da Zeno sich sowohl im öffentlichen wie im Privatleben seiner Strenge und Gerechtigkeit wegen den Beinamen eines Cato erworben, Donato aber eines schlimmen Rufes genoß.

Zeno rief die Versammlung zum Ernste zurück; er verlangte, um frei seine Sache vortragen zu können, man solle ihn zum Avogador machen, ein Amt, das dem der Tribuni plebis der Römer ziemlich gleichkam und das unmittelbare Einschreiten bei Rechtsverletzungen gestattete.

Hierauf gab der Doge das Zeichen, daß er zu sprechen verlange. Er entblößte das Haupt, und die ganze Versammlung erhob sich. Ehe er jedoch beginnen konnte, forderte Zeno den Avogador auf, die Gesetze beobachten zu lassen; der Fürst dürfe in seiner eigenen Angelegenheit nicht sprechen. Er fand indeß kein Gehör, da der fungirende Avogador, als naher Verwandter Donato's, eifrig der Partei des Dogen ergeben war, auch die Anhänger der Cornari, alle mit Gewehren

versehen und durch den weiten Saal zerstreut, seine Worte mit so heftigem Gepolter übertönten, daß es schien, als ob es von der ganzen Versammlung ausgehe. Der Doge begann.

Seine Rede, theils demüthig, theils anmaßend, enthielt viel Betheuerungen seiner Unterwürfigkeit unter den Willen der Republik und seiner Bereitwilligkeit abzutreten. Er klagte Zeno der Rache an, da er ihn aber nicht widerlegen konnte, so documentirte sich dadurch nur die Schwäche seiner Partei.

Dennoch erreichten die Gegner, was sie gewollt: Ueber Worte empört, die, da die That das Gegentheil bekundete, fast wie ein Hohn erschienen, ließ Zeno sich gegen den Schluß der Rede durch seine Entrüstung zu einer unerhörten Beleidigung gegen den Fürsten fortreißen, indem er denselben mit dem Ausruf: „O arme Freiheit!" unterbrach. Damit aber war Alles für ihn verloren. Seine Feinde erhoben einen entsetzlichen Lärm; die zwei andern vorsitzenden Räthe der Zehn erschienen auf dem Richterstuhl und geboten ihm Schweigen. Zeno protestirte dagegen. Der Tumult wurde immer bedenklicher, der ganze Rath gerieth in Gährung. Hier und dort blitzten Waffen, man hörte Ausbrüche wildester Wuth, Drohungen, sich mit Gewalt Recht zu verschaffen.

Alles stand zu befürchten, und einer der Staats-Inquisitoren befahl, die Versammlung aufzuheben. Doch der größte Theil der Edlen blieb noch sitzen, nur der Doge und seine Räthe verließen den Saal.

Noch einmal machte Zeno den letzten, verzweiflungsvollen Versuch, sich Gehör zu verschaffen, aber vergebens. Da längeres Zögern unfehlbar Blutvergießen herbeigeführt hätte, so wurden die Thüren geöffnet, und die Menge, die noch immer den Marcusplatz bedeckte, hatte das Schauspiel, da, wo sonst die höchste Ordnung geherrscht, das Tragen der Waffen mit dem Tode bestraft worden war, von der einen Seite die Cornaristen mit geladenen Gewehren, von der anderen die Zenisten in heftigster Bewegung herausströmen zu sehen.

Zeno begab sich, nur allein von seinen Dienern begleitet, sogleich in seine entfernt gelegene Wohnung, damit Niemand ihn als Volksaufrührer verklagen könne, indeß seine Anhänger und Freunde, hier und dort auf den Plätzen zerstreut, über das Geschehene erstarrt und erstaunt standen.

Ihr erster Eindruck war mehr der des Schrecks als der Wuth: kein Kampf, keine Abstimmung, und doch eine gänzliche Niederlage! Niemand konnte sich darüber täuschen. Bestürzt fragten sie einander, wie es möglich

sei, daß in ihrer Republik, einer so complicirten, so schön geordneten Maschine, es der Herrschsucht gelingen konnte, unter listigen Scheingründen ihren Willen gegen die gesammte Macht des Großen Rathes durchzusetzen, der sich mit dem festen Entschlusse versammelt hatte, das Recht zur Geltung zu bringen. Alle schäumten Wuth und Rache über die Heuchelei des Dogen, der seine Unterwürfigkeit unter die Gesetze betheuerte, abtreten wollte, und doch Alles that, es zu keiner Abstimmung kommen zu lassen.

Nur Eine Stimme der Entrüstung ging durch die ganze Stadt; der Widerwille gegen die Tyrannei gab sich in lauten Drohungen kund; die Vergötterung für Zeno war mit seinem Unglück noch gewachsen.

Die Cornaristen triumphirten ob des machtlosen Zorns ihrer Gegner. Ein Schritt war ihnen glücklich gelungen: der Adel hatte ihre volle Uebermacht empfunden, der lästige Censor sich selbst ihrem Schwerte überliefert. Nie enger vereint, nie des Erfolges gewisser, waren sie jetzt fest entschlossen, auf der eingeschlagenen Bahn weiter zu schreiten, den Großen Rath zur bloßen Scheinmacht herabzudrücken und das Staatsruder fortan selbst zu regieren.

Schon am Nachmittage fand eine Sitzung der Zehn

und der Staats-Inquisitoren in den Gemächern des Dogen Statt, um über die jetzt zu ergreifenden Maßregeln zu berathen. Sbirri hatten die Nachricht von der allgemein herrschenden Unzufriedenheit, der Aufregung und Erbitterung der Patrizier gebracht. Die Decemvirn erkannten, daß sie zur Sicherung ihres Sieges jede Regung des Mißvergnügens gleich im Keime ersticken, durch ihre Donnerkeile Schrecken und Furcht verbreiten müßten.

Was Zeno selbst betraf, so war man schnell einig, wie verschiedenartig auch die Interessen, welche das Urtheil der einzelnen Richter leiteten. Der Doge, Donato und mehrere Andere, von Rache entbrannt, drangen auf Gefangennehmung. Bembo unterstützte ihren Vorschlag.

Es liegt in der menschlichen Natur ein Zug, Die zu hassen, gegen welche wir uns einer Schuld bewußt sind, und dies oft in noch stärkerem Grade, als hätten wir Unbill von ihnen erfahren; wie im Gegensatze wir nur wärmer umfassen, wo wir Opfer brachten und Liebe gaben, als wo wir solche Beweise empfingen. Im ersteren Falle gewiß ein höchst widersinniger Trieb, der wohl nur in dem bösen Gewissen seine Erklärung findet: der Haß gegen die Schuld, die uns erniedrigt, wendet sich gegen das Opfer, durch welches wir schuldig

wurden; wir möchten dasselbe nun auch wirklich vor der Welt als schlecht anerkannt wissen, um unsere That vor uns selbst beschönigen zu können. Jedenfalls war in Bembo das Verlangen vorherrschend, Zeno, den er durch treulosen Verrath zu Grunde gerichtet, aus dem Wege und sich diesen Flecken seines Gewissens für immer aus den Augen zu schaffen. Er wollte die Früchte seines Betruges ungestört genießen, die Hochzeit mit der jugendlichen Tochter des Cornaro feiern, gleichviel, ob es durch neuen Frevel erkauft werden mußte.

Molino, dessen Blick, weit über die Parteileidenschaft der Anderen erhaben, nur das Allgemeine ins Auge faßte, stimmte gleichfalls bei, nicht, weil er die That wirklich für gerechtfertigt, sondern nur, weil er sie zum Wohle des Vaterlandes für nöthig hielt. Die übrigen Mitglieder, unselbständig und indifferent, ließen sich von den Stimmführern gewinnen.

Der alte Contarini, der einzige entschiedene Widersacher, konnte das Gegengewicht nicht halten, so verzweifelte Anstrengungen er auch auf die Gefahr hin, selbst verdächtigt zu werden, für Zeno machte. Er wurde überstimmt, und das Schicksal dieses Helden war entschieden.

Der Befehl, sich in einer Frist von drei Tagen in

den Kerkern der Zehn zu stellen, um Rechenschaft von seiner Handlungsweise zu geben, sollte Zeno noch während der Nacht überbracht und am folgenden Morgen durch Aufruf öffentlich bekannt gemacht werden.

Ein zweiter Erlaß der Staats-Inquisitoren verbot allen Einwohnern bei Todesstrafe, über das Geschehene zu sprechen. Die Zahl der Sbirri wurde verdoppelt, um das Verhalten aller Patrizier genau zu überwachen, von denen einige schon folgenden Tages wegen ihrer freien Aeußerungen vor das Tribunal gefordert wurden.

Man hatte es bei dieser Maßregel vorzugsweise auf die wenigen Männer von Macht und Einfluß abgesehen, welche Zeno unter seinen Freunden zählte. Von der Mehrzahl seiner Anhänger aus dem ärmeren Adel, so schloß man, sei weniger zu fürchten; ihre Hitze würde sich legen, sobald die ersten Schläge gegen ihre Parteihäupter geführt waren.

Bembo, der sich diese Untersuchungen besonders angelegen sein ließ, hoffte, bei dieser Gelegenheit seinem geheimen Ingrimm gegen Foscarini Rechnung tragen zu können. Es war ihm während seines Besuches bei Zeno nicht entgangen, daß dieser Nobile ihn durchschaut hatte, daß hinter dessen zurückhaltender Höflichkeit sich Kälte und Verachtung für ihn bargen. Wie glatt und

geschmeidig Bembo's Miene auch gewesen war, er mißtraute ihm seitdem eben so, wie er ihn haßte; aber unfähig, einem Foscarini die Stirn zu bieten, zog er es vor, seinen Schlag hinterrücks zu führen.

Doch alle seine tückischen Versuche, den Feind durch Verleumdung zu verderben, scheiterten diesmal theils an Molino's Widerstand, der, was er sich immer bei den ungesetzlichen Schritten ihrer Partei von Foscarini zu gewärtigen hatte, Bembo's diesfallsige Vorschläge ohne rechtskräftigen Grund entschieden zurückwies, theils an Foscarini's Vorsicht, welche die Nachforschungen der Spione fruchtlos machte.

Der Cavalier war allen Bewegungen fern geblieben; er hatte, nur von dem alten Senator Contarini begleitet, den Großen Rath verlassen und sich sogleich in seine Wohnung begeben; auch das schärfste Späherauge konnte keinen unvorsichtigen Blick an ihm wahrnehmen, geschweige, daß ihm ein strafbares Wort entfahren wäre.

Dreizehntes Kapitel.

Zeno saß in seinem Arbeitszimmer im Palast zu San Geremia. Er hatte seine Kinder und seine weinende Gattin fortgeschickt, nachdem er die Theuren, die für ihn zitterten, mit Hoffnungen getröstet, welche er selbst nicht theilte. Er kannte das Ziel seiner Feinde und die Art, wie das höchste Tribunal zu verfahren pflegte, und erwartete noch selbigen Tages dessen Machtspruch zu vernehmen.

So stark sein Geist auch war, und so hartnäckig er eine Sache, die er einmal als würdig und gerecht erkannt hatte, ohne Rücksicht auf Gefahr und Tod verfolgte: diesen Augenblick fühlte er sich muthlos und geschlagen, erfaßt von jener tiefen Bitterkeit, wie sie der Mann empfindet, der nach einem Leben voll schwerer Mühen und harter Kämpfe auf ein verlorenes Ziel zurückblickt.

Was ihm selbst geschah, es kümmerte ihn wenig;

er hatte sich in seinem Vaterlande vergessen, für das er gelebt und gewirkt, und dieses Vaterland, das einst aus den kleinsten Anfängen zur höchsten Bedeutung der Staaten emporstieg, das mit dem patriotischen Geiste des Alterthums die Intelligenz der Neuzeit vereinte, mit seinem Ruhme die Welt erfüllte und durch die Weisheit seiner Regierung Europa als Muster diente: dieses Vaterland war ein Spielball der Willkür, und seine Gesetze in den Händen herrschsüchtiger und eigennütziger Bürger zur schlimmsten Waffe wider Recht und Wahrheit geworden.

Die heutige Sitzung hatte ihm die ganze Tiefe des Uebels blosgelegt; die Säfte des Staatskörpers waren durch und durch vergiftet, seine edelsten Theile von dem fressenden Geschwür angegriffen: wie ein Arzt, der sein Theuerstes dem Untergang entgegenreifen sieht, wandte Zeno sich, an Rettung verzweifelnd, ab, um selbst in den Kerker, vielleicht auf das Schaffot zu wandern. Es war einer jener Augenblicke tiefen Ekels vor der Schalheit des Lebens über ihn gekommen, wo er, an dem Höchsten irre geworden, aus der Welt den regierenden Geist, die Gottheit im Menschen, die Wahrheit der Tugend hätte wegleugnen und dem blinden Ungefähr die Herrschaft einräumen mögen.

In sich zusammengesunken, geistig und körperlich erschöpft, saß er, das Haupt gestützt, ohne die enteilende Zeit zu gewahren. Es dunkelte schon, als sich die Thür öffnete, und Antonio seine Hand auf die Schulter des Freundes legte.

Beide Männer sahen sich fast eine Minute schweigend an, und so fest und ruhig sie auch zu blicken schienen, die düstere Niedergeschlagenheit ließ sich bei keinem von ihnen verkennen.

„Renier, du bist nicht du selbst — so erwartete ich dich nicht zu finden!“ sagte Foscarini, über den Zustand seines Freundes betroffen.

Ein bitteres Lächeln schlich über Zeno's bleiche, scharfe Züge. „Du magst Recht haben,“ entgegnete er. „Ich selbst fühle etwas Fremdartiges in mir — mir fehlt die alte Zähigkeit, der Zorn, die Kampfeswuth! Erlischt doch endlich die Gluth in einem brennenden Holzstoße, und verkohlt, in Asche sinkt er stumm zusammen... Ha, das Bild ist vielseitiger, als ich dachte!“ setzte er lebhafter hinzu. „Rauch und Gluth wirbeln in die Lüfte, und die Winde wehen es weg — ging es meinem Arbeiten, dem Streben meines ganzen Lebens besser? Was lohnt es, sich noch zu ereifern? Venedigs Sache ist verloren!“

Antonio stand im Nachdenken versunken. „Venedigs — armer Freund, und an deine eigene Sache denkst du nicht? .. Verloren — nein! Sie haben es weit getrieben, aber verloren ist noch nichts!“ sagte er voll Festigkeit.

Zeno zuckte die Achseln. „Nicht, wenn die höchsten Richter selbst die Gesetze mit Füßen treten? an der Stätte, wo sonst der Geist der strengsten Zucht und Weisheit geherrscht, dem Verbot zum Hohne sich mit bewaffneter Faust Recht verschaffen?“ Er schüttelte muthlos den Kopf. „Wo Verrath und Lüge so schamlos ihr Haupt erheben durften, da haben Ruhm und Größe sich überlebt. Als erst die Tyrannei anfing, in Rom ihre Triumphe zu feiern, sank die Weltbeherrscherin in Trümmer. . .“

„Nicht doch! die Cornari können die Gesetztafeln zerbrechen, aber den Geist der Gesetze nicht vernichten,“ erwiederte Foscarini. „Venetianisches Blut verträgt keine Medici; der Rückschlag wird kommen! . . . Renier,“ fuhr er mit verändertem Tone fort, „du vermeidest von deiner eigenen Lage zu sprechen; worauf bist du gefaßt?“

Zeno richtete sich empor; die alte Kraft stählte wieder jeden Zug seines ernsten Gesichtes. „Ich erwarte ihre Schergen,“ erwiederte er, sich umschauend, als fürchte er, einer der Seinigen könnte es hören. „Die

Zehn sind seit mehreren Stunden versammelt, Contarini wurde von hier abgerufen... Schon einmal athmete ich ihre Kerkerluft. Was weiter — die Zeit wird's lehren! Die Macht ist in ihren Händen, am Willen, sie zu brauchen, wird es ihnen nicht fehlen, und — meine Heftigkeit leiht ihnen den lange gesuchten Vorwand... Heilloses Beginnen, das auch mich mit fortriß! Aber wer konnte denken, daß der Doge es wagen würde, gegen die Gesetze in der eigenen Sache zu sprechen? Daß sie mir so alle Wege verzäunen, mich, um dem Rechte Bahn zu brechen, zwingen würden, gegen Brauch und Form zu verstoßen? Doch das ist jetzt einerlei! Unterliegen mußte ich so wie so, denn einem Feinde gegenüber, dem jedes Mittel gleich ist, der weder Verrath noch Mord, weder Meineid noch Gesetzesbruch scheut, war ich waffenlos."

Foscarini durchmaß mit schnellen Schritten das Gemach. Der Zeitpunkt, seinen Schwur gegen den Freund zu erfüllen, war schneller gekommen, als er erwartet hatte. Die Liebe zu Marina hatte den Wunsch nach einer gütlichen Ausgleichung in ihm genährt; die Nothwendigkeit, gegen Vater und Großvater der Geliebten das Racheschwert zu zücken, zerstörte auf einmal und für immer die schönste Hoffnung seines Lebens

und rief schwere Kämpfe in seiner Seele hervor. Dennoch konnte er das gegebene Wort nicht bereuen; das Recht stand auf seines Freundes Seite, Patriotismus und Ehre forderten sein Handeln, wie auch das Herz darunter litt. Zeno's letzte Worte unterbrachen seinen Gedankengang; stehen bleibend, schaute er sich um.

„Renier, du warst zu rasch, gingst zu offen zu Werke, vertrautest zu viel auf den Adel!" entgegnete er. „Wärest du noch in der letzten Stunde meinem Rathe gefolgt!"

„Der Adel ist betrogen, wie ich! Wäre es zur Abstimmung gekommen, die Cornari hätten die Segel streichen müssen. Das wußten sie wohl — darum dieses bewaffnete Gefolge, die nichtswürdigen Ränke, die ..."

„Laß das!" unterbrach ihn Foscarini. Sein Gesicht trug dabei jene feierliche Ruhe, welche das Bewußtsein der Pflichterfüllung gibt. „Erwarte getrost ihre Schergen, deine Sache bleibt in treuen Händen zurück. Kann Menschenmacht es hindern, so sollst du der Bosheit nicht zum Opfer fallen... Die Zehn werden mit ihren Absichten nicht zurückhalten," setzte er in Ueberlegung hinzu. „Dein Prozeß muß sich in wenigen Tagen entscheiden; dann wird es Zeit sein..."

Zeno sah ihn fragend, fast angstvoll an. Auch er

dachte an den Schwur und bereute bitter, denselben herausgefordert zu haben. Jeder Eingriff in seine Angelegenheit war jetzt gefahrdrohend, wie der Tritt auf einer geborstenen Eisfläche, und nimmermehr wollte er den Freund, vor dem eine glänzende, ruhmreiche Zukunft lag, mit in sein Verderben ziehen. Sein Ausdruck milderte sich; kopfschüttelnd reichte er Antonio die Hand.

„Ich habe als Mann für mein Vaterland gekämpft, und ich werde als Mann mein Geschick zu tragen wissen,“ sagte er ernst. „Dein Wort war nur für den Fall des Todes gegeben — wenn ich stürbe, ohne meine Sache vollenden zu können, dann war es Zeit für dich, es zu lösen. Nicht so jetzt: mein Werk ist vollendet, es ist verspielt — und nichts bleibt mehr zu thun, weder für dich, noch für einen Anderen! Widerstand würde nur neue Opfer kosten, ohne zu nutzen. . . Im ganzen Staatsrath kaum Ein Mann, der um des Rechtes willen von dem eigenen Vortheil absähe — das Tribunal der Zehn mit den Cornari im Bunde, die Macht des Großen Rathes gebrochen — an welchen Gerichtshof wäre da noch zu appelliren? Wohl sträuben sich die Patrizier wuthentbrannt gegen das Joch, aber man kennt dort oben das Mittel, sie stumm zu machen,

und dann — die Menge folgt dem Sieger, wie die Motte der Flamme, und wäre es auch nur, um der Despotie gefesselt in die Arme zu fallen. Bembo, dieser Verräther, hat ihnen das Beispiel gegeben, und Molino — ihn verstehe ich am wenigsten, denn ich weiß, wie verächtlich er ehemals von jener Partei dachte..."

„Er ist Oligarch, wie du Republikaner bist*), darin liegt die einfache Erklärung," fiel ihm Antonio in die Rede, ohne auf Zeno's Worte weiter etwas zu erwiedern. „Ich war noch heute früh bei ihm; wir sprachen lange und eingehend mit einander: wie ihn nicht Haß dir entfremdet, so zieht ihn nicht Liebe zu den Cornari; er folgt einfach seinen Zwecken und ergreift willig jedes Brett, das ihn eine Sprosse höher trägt. Die Cornari sind nur Werkzeuge für seinen Geist, wo sie vielleicht glauben, ihn sich dienstbar zu machen. Wir aber haben ihn nichts desto weniger verloren...."

*) Obgleich die Verfassung der Republik Venedig vollkommen aristokratisch war, so sah sich der Staat doch ohne Aufhören jedem Uebelstande der Demokratie und Oligarchie ausgesetzt. Der Grund davon lag einerseits in der beträchtlichen Anzahl der Mitglieder des Großen Rathes, der ungefähr aus zwölfhundert Personen bestand, andererseits in der auffallendsten Ungleichheit der Glücksgüter Derer, die als die Souveraine diesen Staatskörper bildeten

Er wollte fortfahren, wurde jedoch durch die Ankunft mehrerer Nobili unterbrochen, welche kamen, Zeno im Namen des übrigen Adels ihrer Treue zu versichern.

Alle hatten aber die Dunkelheit abgewartet und waren maskirt. Die strengen Maßregeln der Staats-Inquisitoren, in Folge deren ein junger Contarini, Zeno's Verwandter, bereits gefänglich eingezogen war, hatten Scheu und Bestürzung hervorgerufen. Jeder fürchtete, den nächsten Schlag auf sich fallen zu sehen; Niemand wagte, sich öffentlich zu zeigen, seinen Ingrimm noch ferner laut werden zu lassen. Sie fluchten den Decemvirn, beseufzten die Vernichtung der National-freiheit, aber Alle waren rath- und hülflos.

Während sie noch voll Spannung den Schluß des Tribunals erwarteten, erschien der Messier grande in Begleitung mehrerer Sbirri mit dem Verhaftsbefehl.

Zeno trat dem Staatsbeamten ruhig entgegen; sobald er jedoch die empfangene Schrift durchlesen, worin seine Gesinnungen als rebellisch bezeichnet, er beschuldigt wurde, aufrührerische Ausdrücke gebraucht und die Absicht gehegt zu haben, Unruhen zu stiften, erklärte er mit seiner gewöhnlichen Entschlossenheit, daß er auf solche Anklage hin sich niemals freiwillig stellen, nur der rohen Gewalt weichen werde.

Zeno war auf das Schlimmste gefaßt, aber zur allgemeinen Ueberraschung verließ der Offizier nach diesem Bescheide ohne weitere Maßregeln das Haus, eine Rücksicht, die man Molino verdankte, der zwar Zeno als politischen Feind unschädlich zu machen, aber doch persönlich zu schonen wünschte und aus eigener Machtvollkommenheit dem Beamten den geheimen Befehl ertheilt hatte, in keinem Falle Gewalt gegen den ehemaligen Chef des Tribunals anzuwenden.

Trotz der ihm nun bleibenden dreitägigen Frist war Zeno's Sache um nichts gebessert. Die in der Schrift gebrauchten Ausdrücke ließen das Aeußerste befürchten: einmal im Kerker, konnte man ihm auf so allgemeine Beschuldigungen hin alle möglichen Verbrechen zur Last legen, um so mehr, als seine Richter seine geschworenen Feinde waren.

Auch Contarini, der bald darauf tief gebeugt aus dem Rath heimkehrte, verhehlte nicht die drohende Gefahr. Er warnte auch Foscarini vor Bembo und bereitete die Freunde darauf vor, daß die Gegner alles daran setzen würden, zur Behauptung ihres Sieges die einflußreichsten Männer unter ihnen unschädlich zu machen.

„Ich werde Bembo zu antworten wissen; er soll mich finden, wo er mich nicht erwartet“, entgegnete Foscarini,

der in der allgemeinen Entmuthigung unerschütterliche Festigkeit bewahrte, obgleich es Zeno nicht entging, daß ein geheimer schwerer Kummer ihn bedrückte. Er allein schien des Freundes Sache nicht verloren zu geben, aber sehr zurückhaltend, ermahnte er die Patrizier, da sich diesen Augenblick nichts thun lasse, ruhig die von den Decemvirn gesetzte Frist abzuwarten und durch keine Zusammenkünfte oder öffentliche Meinungsäußerungen Veranlassung zu neuen Verhaftungen zu geben.

Wie man das erwartet hatte, verstrichen die nächsten drei Tage ohne jegliches Ereigniß; Zeno blieb unbelästigt in seinem Hause. Erst am Morgen des vierten Tages, ohne den Verklagten weiter vorgefordert zu haben, fällten die Decemvirn das Endurtheil:

Zeno war aus allen Ländern der Republik für immer verbannt und eine Belohnung von zweitausend Pfund auf seinen Kopf gesetzt. Im Fall er sich ergreifen ließ, hatte er zehnjährige strenge Kerkerhaft und dann abermalige Verbannung zu erleiden.

Bei Bekanntmachung dieses Urtheils, welche im Großen Rath in Gegenwart des Dogen geschah, durchdrang nur Ein Gefühl der Entrüstung die Menge. Hatte Zeno auch in der Form gefehlt, und konnte man ihm Mangel an Mäßigung vorwerfen, so war er doch

in der Sache selbst nur seiner Pflicht gefolgt, und es gehörte die schrankenlose Gewalt der Zehn und der lange Druck der Tyrannei dazu, um einen solchen Akt der Despotie und Willkür zu wagen.

Jeder Patrizier war in dem Verurtheilten mit beleidigt, aber machtlos wie ein gefesselter Sclave, der knirschend in seine Kette greift und nur die Unzerreißbarkeit derselben fühlt, mußte Jeder den tiefen Groll in sich verschließen. Wie die Herzen auch nach Rache dürsteten, die Lippen blieben stumm.

Schon glaubten die Cornaristen, siegestrunken, die Sache vollständig abgethan, den Widerstand ihrer Gegner für immer gebrochen zu haben, schon verzweifelten ihre Feinde, den Tag der Freiheit jemals leuchten zu sehen, als Foscarini, auf den sich während der Verlesung des Urtheils manches Auge fragend gerichtet, der aber bis dahin durch keine Miene die Entschlüsse seines Innern verrathen hatte, plötzlich durch sein entschiedenes Einschreiten der Angelegenheit eine neue Wendung gab und den vom Freunde verlassenen Kampfplatz nun selbst betrat.

Vierzehntes Kapitel.

Foscarini trat öffentlich mit dem Begehr hervor, Avogador zu werden; ein Schritt, in welchem schon Zeno die einzige Abhülfe erkannt hatte *).

Wie ein electrischer Funke fiel diese Erklärung in die Versammlung; alle Leidenschaften, die, durch den Druck erstickt, gleich Kohlen unter der Asche geglimmt, flammten empor, alle Parteien geriethen in Bewegung: neue Hoffnungen belebten die Besiegten, Schrecken bemächtigte sich der Sieger, von denen keiner an diesen Fall gedacht, eine derartige Verachtung der Gefahr für möglich gehalten hatte.

So wenig Auffallendes zur andern Zeit in dieser

*) Die Avogadori hatten Zutritt zu allen Collegien; als Hüter der Gesetze lag es ihnen ob, bei Rechtsverletzungen ohne Ansehen der Person einzuschreiten und durch ihr Veto falsche Beschlüsse, selbst wenn solche vom Rath der Zehn ausgingen, zu suspendiren.

Bewerbung gelegen hätte, da eben eine Neuwahl für die Würde bevorstand, und Gesandtschaftsposten, wie Foscarini sie bisher bekleidet, den Weg zu den größten Ehrenstellen bahnten: gegenwärtig bedeutete sie nichts Geringeres, als eine Herausforderung zum Kampf nicht blos mit dem Dogen und seinem Staatsrathe, sondern vielmehr mit dem höchsten Tribunal selbst; — ein Kampf, der nur mit dem Bruch der Gewalt auf der einen oder mit dem Leben des Herausforderers auf der anderen Seite endigen konnte, und in welchem die Waffen furchtbar ungleich waren. Denn seit den letzten zwei Jahrhunderten, wo Macht und Wille des höchsten Tribunals über jedes Gesetz hinaus wuchsen, hatte kein Avogador mehr wagen dürfen, von seinen Rechten gegen die Zehn Gebrauch zu machen, ohne sicher darauf rechnen zu können, ein Opfer seiner Kühnheit zu werden.

Vielleicht war Foscarini der einzige Mann in der ganzen Republik, der an einen derartigen Schritt noch mit einiger Hoffnung denken konnte.

Er gehörte einem der mächtigsten Geschlechter Venedigs an; die Popularität haftete, so zu sagen, schon an seinem Namen, denn seit Jahrhunderten die Vertreter der Volksrechte und stets an der Spitze des ärmeren Adels der Oligarchie das Widerspiel haltend,

waren die Foscarini die Lieblinge der Nation geworden. Antonio's Großvater, der als Gesetzgeber von Candia und Generalissimus sich durch Weisheit und Tapferkeit gleich unsterblichen Ruhm um Recht und Freiheit erworben, lebte, ein Abgott des Volkes, in den Liedern der Barcarolen und begeisterte die Niccolotti und Castellani zu ihren Kämpfen.

Auf Antonio hatten Glück und Natur dessen ganzen Nachlaß übertragen. Geburt und Talente führten ihn frühzeitig zu hervorragender Stellung; durch seine Geistesschärfe imponirte er den Großen, durch Leutseligkeit und Freigebigkeit fesselte er die Herzen der Menge. Obgleich Jahre lang im Auslande gewesen, hatte er bei der Rückkehr seinen Anhang nicht verringert gefunden; er konnte demnach, wie Viele aus den ersten Häusern sich auch um die hohe Würde gemeldet, auf eine große Anzahl von Stimmen rechnen, und zwar um so zuversichtlicher, als der aufs Aeußerste erbitterte, aber eingeschüchterte Adel darauf brannte, durch die einzige ihm gebliebene Waffe: seine weißen und schwarzen Kugeln, die Mächtigen seinen Groll empfinden zu lassen.

Andererseits mußte Foscarini, sobald er einmal die Macht der Zehn herausgefordert hatte, darauf gefaßt sein, daß sie Himmel und Erde in Bewe-

gung setzen würden, um ihn zu vernichten. Denn gelang es ihm, das Amt zu bekommen, sie mit den Gesetzen zu schlagen, der Nation zum Bewußtsein zu bringen, daß sie überhaupt noch verwundbar seien, so hatten sie bei dem allgemeinen Hasse für immer verspielt, und ihre Gewalt sank um so tiefer, je ungerechter sie sich derselben bedient hatten.

So sich vollkommen der Bedeutung dieses Kampfes bewußt, entwickelten beide Theile ihre ganze Thätigkeit. Selten war Venedig der Schauplatz größerer politischer Bewegungen, ängstlicherer Spannung — der Broglio nie der Ort feinerer Ränke, großartigerer Bestechungen, eifrigerer Bewerbungen gewesen, als vor dieser Wahl.

Foscarini hielt sich wenig zu Hause auf; er hatte den Freund, der, in seinem Palaste verborgen, nicht mehr länger sicher in Venedig war, nur flüchtig gesehen; er vergaß keinen Augenblick der Geliebten, aber so sehr sein Blut auch kochte, wenn er an Bembo's schmachvolle Bewerbungen dachte, es vergingen mehrere Tage, ohne daß er zu ihr kam. Er war in den Strudel dieser Parteikämpfe gegen sein ursprüngliches Wollen hineingerissen — ganz andere Wünsche hatten seine Brust bewegt —, jetzt mußte er hindurch, seine Begriffe von Recht und Ehre verlangten es so; sein ganzes

Naturel, welches das Schicksal des Menschen ist, drängte ihn auf diesen Platz, gleichviel, wie die Loose fallen mochten.

Den Cornaristen konnte die ihnen allgemein feindliche Stimmung nicht lange verborgen bleiben. Doch je schwieriger das Spiel, um so größer war ihre Machtentfaltung, um so erfinderischer zeigten sie sich in den Wahlumtrieben für ihre Candidaten; weder List noch Ungehörigkeiten bei dem Wahlact selbst wurden von ihnen gescheut.

Diesmal scheiterten ihre Künste jedoch an Foscarini's Meisterschaft: ein geschickterer Kämpfer als Zeno, gab er sich nirgend eine Blöße, übersah keinen Vortheil, setzte der List Klugheit, Kühnheit der Kühnheit entgegen. Die beabsichtigten Betrügereien seiner Gegner wurden entdeckt, und die Entrüstung, welche sie hervor riefen, entschied nur um so glänzender Foscarini's Sieg, der mit überwiegender Stimmenmehrheit zum Avogador gewählt wurde.

Alles jubelte. Der Adel hatte somit ohne ein Wort des Widerspruchs den ersten Schlag gegen die Oligarchie geführt. Das Vorspiel zu noch gewichtigeren Erfolgen war eröffnet, und Zeno noch nicht rettungslos verloren.

Doch wie kam es, daß er, der durch sein ent=

schlossenes Handeln die Hoffnung Tausender belebte, selbst düster und in sich gekehrt war?

Foscarini kannte die unheimliche Gewalt des Rathes der Zehn, die noch nimmer ihr Ziel verfehlt hatte, und wo es ihr an gesetzlichen Mitteln gebrach, auch vor teuflischen nicht zurückschreckte; aber selbst angenommen, daß er der Erste, der Einzige sein sollte, dem es gelang, dieses gefürchtete Tribunal von seiner Höhe zu stürzen, konnte ein Sieg, der Diejenigen mit zu Grunde richtete, aus deren Hand er das theuerste Kleinod seines Lebens empfangen wollte, ihn in Wahrheit beglücken?

Entschlossen und doch mit sich tief im Zwiespalte, das Eine hoffend und das Andere fürchtend, schritt er, der eben mit einigen Patriziern sich im Dogenpalaste besprochen hatte, in seinen Mantel gehüllt, durch das Dunkel.

Es war eine unheimliche Nacht. Der Himmel hatte sich in dicke, weißgraue Nebel gehüllt; schwarze Wolkenmassen, aus denen unaufhörlich Blitze zuckten, umhingen wie Wogenschlünde den Horizont. Dumpf grollend klang das Meer vom Lido herüber. Das angeschwollene Wasser schlug schäumend über die Brückenstufen; sein Blau, in dunkles Grün verwandelt, hatte, wo ein

Streiflicht dasselbe traf, einen glänzenden Gefiederschimmer. Dabei herrschte eine erstickende Sciroccoschwüle, eine Stille und Unbeweglichkeit der Luft, wie man sie am heißen Mittage in dichten Wäldern findet; nur hin und wieder theilte ein kühler, feuchter Windstoß den fast greifbaren Dunst. Es war der Vorbote ausbrechenden Gewittersturmes, wie er in Venedig häufig und plötzlich kommt, leicht gefährlich wird, aber gewöhnlich schnell vorübergehend ist.

Der Nobile, der den Mantel fester um die Schultern zog, wollte sich eben über den Palasthof nach der Piazzetta begeben, als ein Mann unmittelbar in seiner Nähe unter dem Thorpfeiler hervortrat und, vollkommen sicher, nicht zu irren, geradesweges auf ihn zuging, indem er dabei ein wenig die Maske lüftete.

„Monsignore, ich warte schon lange ....“

„Wie, bin ich so leicht kenntlich?“ unterbrach Foscarini den Sprecher.

„Für die Augen Eures Barcarolen — so leicht, wie das Canalnetz in den Lagunen für das Ruder eines alten Gondoliers... Doch seid unbesorgt, ein Fremder sollte es wohl bleiben lassen, ohne die Bake darauf zu fahren,“ beruhigte ihn Bertuccio's ehrliche Stimme. „Es liegt 'mal in der Fühlung. Der Himmel könnte

schwärzer sein, als ein Grabtuch — viel fehlt heute wahrlich nicht daran — und die Augen blind wie die eines jungen Maulwurfs, und sie würden doch die Fährte ihres Gebieters nicht verfehlen!... Ich bring' Eurer Gnaden ein Briefchen; der Page der Signora steckte es mir zu, als ich am Canalazzo in die Gondel stieg. Es wäre eilig, meinte er; Eccellenza möchten es gleich lesen."

Foscarini ergriff das zierliche, mit einer seidenen Schnur umwundene Billet, und es verstohlen an seine Lippen drückend, trat er zur nächsten Fackel unter den Arcaden. Sein Auge überflog hastig die theuren Schriftzüge. Es waren nur wenige Worte, er hatte sie schon zweimal durchlesen, und noch konnte sich sein sinnender, fast schmerzlich bewegter Blick nicht davon losreißen.

„Ja, holdes Mädchen, heute noch!" murmelte er wie in Beantwortung ihrer Zeilen. „Du kannst die Stunde des Wiedersehens nicht heißer ersehnen, als ich, aber die Macht der Ereignisse ist stärker, als der Wille des Menschen." Sein Ausdruck wurde finsterer. „Es muß anders werden! Der Weg zwischen uns muß frei sein!... Ha, dieser ehrlose, aufdringliche Bube! Ich will nicht leben, oder sie soll von ihm erlöst, soll mein sein in wenigen Tagen! Das Geheimniß und — die

Schuld, durch die ich das süßeste Erdenglück erkaufe, demüthigt mich vor mir selbst, und um so tiefer, je vertrauensvoller sie sich mir ergibt. . . Bertuccio," wandte er sich an den in einiger Entfernung zurückgebliebenen Barcarolen, „halte dich in einer Stunde auf dem bestimmten Platze. Jetzt aber sollst du mich noch nach San Geremia bringen."

Der Gondolier sah ihn verdutzt an; er wagte Gegenvorstellungen, daß das bei dem ausbrechenden Sturme ganz unmöglich sei — versicherte, daß sein Fahrzeug in der Nähe der Dogana trotz all seiner Anstrengungen fast auf die Steinstufen geschleudert worden wäre.

Die ungeduldige Geberde des Nobile, der diese Bedenken kaum zu beachten schien, zeigte dem Diener indeß genugsam, daß weitere Einwendungen übel angebracht wären. Er schickte sich daher, ob er zwar noch immer den Kopf schüttelte, schweigend an, den Befehl auszuführen. Erst als er die Gondel von der Kette losgemacht und aus dem Gewirre von Barken heraus, an die Treppenstufen gebracht hatte, wandte er sich nochmals an seinen Gebieter mit der Frage, ob er nicht wenigstens zuvor am Palast Foscarini anlegen solle. Der Hausmeister habe ihm aufgetragen, Seiner

Gnaden zu melden, daß eine Maske dort seit der Dunkelheit voll Ungeduld warte. Sie hätte sich weder zu erkennen geben, noch abweisen lassen wollen.

Foscarini, den es drängte, Zeno zu sprechen, kam dieser Aufenthalt höchst ungelegen, dennoch willigte er ein.

Der Gondolier zögerte noch immer und zupfte an den Schnüren seines Wammses; er hatte sichtlich noch mehr auf dem Herzen.

„Monsignore, einen Kameraden verklagen, heißt sich selbst ins Gesicht schlagen — kein schlechteres Geschäft auf der Welt," begann er auf Foscarini's ungeduldige Frage. „Aber Euer Gnaden sollen nicht glauben, daß ich die Augen geschlossen hielt, wo es Schuldigkeit war, sie offen zu haben."

„Was meinst du?" fragte der Cavalier, als Jener inne hielt. „Sprich ohne Furcht — aber schnell!"

„Wenn ich's 'mal gerad' heraus sagen soll, es kommt mir mit Bocconio nicht ganz in der Ordnung vor," entgegnete der Barcarole. „Daß der Bursche Alles zu leicht nimmt, wissen Eccellenza so gut wie ich, aber — ich will selber verdächtigt sein, wenn es ihm nicht auch an der Treue fehlt. Ist wie ein Hund, der mit All' und Jedem mitgeht, der ihm ein Stück Brod

hinhält. Ich merkte schon seit mehreren Tagen, daß er öfters fehlte, halbe Nächte lang wegblieb. Als ich ihn aufs Korn nahm, wußte er Ausreden mehr als nöthig, aber ich gewahrte bald, daß es damit nicht seine Richtigkeit hatte. Da er sich heut' wieder davonmachte, beauftragte ich Carlo, ihm heimlich zu folgen, und es ergab sich, daß er in einem bekannten Weinhause in der Merceria mit verdächtigen Leuten zusammentraf. Sie haben viel Geld blicken lassen und für Bocconio die Zeche bezahlt. Ein schlimmes Zeichen, denn für was wieder was! sagt das Sprüchwort... Carlo meint," fuhr er, dem Patrizier einen Schritt näher tretend, fort, „daß wenigstens der Eine unter ihnen zu derjenigen Classe gehörte, welcher Jedermann in Venedig scheu zehn Schritte aus dem Wege geht."

„Du glaubst, Bocconio wäre Spionen in die Hände gerathen?" fragte Foscarini unangenehm überrascht.

„Ich kann kaum daran zweifeln, ob aber mit oder ohne sein Wissen, ist noch die Frage," antwortete der Gondolier. „Bocconio braucht immer Geld, keiner unter Eurer Gnaden Dienern, von dem er nicht schon geborgt hätte. Solche Sorte ist den Blutsaugern am liebsten, denn Geldnoth macht Gewissen todt.... Um Dono, den Fischer, sollt' es mir leid thun; kein ehr=

licherer Mann in Venedig — und war so glücklich, den Burschen im Palaste angebracht zu haben!“

„Was könnte Bocconio den Agenten nützen?“ meinte Foscarini ungläubig. „Hast du sonst noch etwas Verdächtiges bemerkt?“

„Möglich, daß es nicht zusammengehört, aber doch bleibt es sonderbar,“ versetzte der Gondolier. „Tags darauf, als Eccellenza zum letzten Male bei der Signora waren, lauert mir, als ich aus dem Palast komme, ein alter Bekannter, Danielli mit Namen, draußen auf. Er fing ein Gespräch mit mir an und fragte beiläufig, wo ich gestern Nacht noch so spät gewesen; auf dem Canalazzo wäre er beinahe gegen meine Gondel angefahren, wobei er mich erkannt hätte.... Was mir an der Sache auffiel,“ fuhr Bertuccio fort, „war der Umstand, wie der Bursche erfahren, daß ich in Eurer Gnaden Palast gehörte. Da er aber, wie ich bald aus dem Gespräche ersah, nichts weiter wußte, er auch immer, obschon ein Herumtreiber, doch eine ehrliche Haut gewesen, so legte ich dem Vorfalle keine weitere Bedeutung bei; nur nahm ich mir vor, künftig noch mehr auf meiner Hut zu sein und besonders nie ohne Maske den Palast zu verlassen... Heute aber, bei Bocconio, fiel mir die Geschichte plötzlich wieder ein und

will mir auch seitdem nicht aus dem Sinn’,“ setzte der Gondolier hinzu, der sich wegen seiner früheren Unvorsichtigkeit in Betreff des jungen Burschen Vorwürfe machte.

„Du hast doch durch kein unvorsichtiges Wort deinen Bekannten etwas errathen lassen?“ fragte Foscarini.

„Nicht durch eine Sylbe, Eccellenza!“ versicherte der Gondolier.

Der Nobile stand in Nachdenken. „Zu ihr muß ich, und hinge das Leben daran!“ murmelte er unhörbar. „Ich kann das arme Mädchen in der verzweifelten Lage, gedrängt und geängstigt, wie sie ist, nicht ohne Trost lassen. Sie fleht um Beistand!“ Sein Gesicht zuckte vor Wuth. „Ein Feiger, der hier an Gefahr dächte... Aber ihretwegen —“ fügte er fast erschrocken hinzu; „Entdeckung wäre für die Geliebte noch ungleich schlimmer, als für mich, würde sie mir auf ewig entreißen!....

„Bertuccio, ich will lieber heute zu Fuß durch die Gassen und Höfe gehen, es mag besser sein. Wären sie mir auf der Spur, so wird die entgegengesetzte Richtung sie irre leiten,“ sagte der Patrizier, ohne daß es ihm einfiel, daß gerade dieser Weg ihn direct beim

spanischen Gesandtschaftspalaste, in dessen Nähe sonst nur seine Gondel gehalten, vorüberführen mußte.

So wenig Foscarini auch Unruhe zeigte, er war als Venetianer mit dem Spionirsystem und allen Schurkereien desselben zu genau bekannt, um sich, besonders bei der gefahrvollen Krise, in der er sich befand, eines peinlichen Gefühls ganz erwehren zu können. Wo gab es einen Haß, der dem der Cornari gegen ihn gleich kam? Wo ein Verbrechen, schwarz genug, das die Decemvirn nicht gern, ihn zu vernichten, begehen würden? — In Bezug auf die Geliebte tröstete er sich damit, daß, wenn man wirklich ihm aufzulauern gedächte, es sich dabei weniger um Entdeckung seines Verhältnisses zu ihr, als vielmehr um heimlichen Mord handle, und sich dagegen zu schützen, wollte er künftig nicht mehr ohne Dolch und Schießwaffen das Haus verlassen.

Was Bocconio anbetraf, so gab er Befehl, denselben einstweilen scharf im Auge zu behalten und nur im Palaste zu beschäftigen. Er selbst behielt sich vor, streng zu untersuchen, ob und wie weit der Verdacht begründet war, und, falls er sich bestätigen sollte, den Diener augenblicklich zu entfernen.

Hierauf bestieg er die schwankende, vom Schaume

der hochgehenden Wogen überfluthete Gondel. Trotz des Unwetters gelang es Bertuccio's Kraft und Gewandtheit, das Fahrzeug in weniger als einer Viertelstunde glücklich zum Palast Foscarini zu bringen.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Wappen des alten, berühmten Geschlechtes der Foscari prangte über dem säulengetragenen Thor. Jahrhunderte alt, war es noch derselbe Palast, der einst unter der Regierung des Dogen Francesco Foscari stolz, hochragend und herrlich, ein Königssitz, aus den Fluthen emporstieg; dieselbe Marmorschwelle, die dessen unglücklicher Sohn nach verlorenem blutigen Kampfe gegen den Rath der Zehn überschritten, um gebrochenen Herzens und verstümmelten Leibes in der Verbannung zu sterben; dieselbe Halle mit Basreliefs, Statuen und Waffenschmuck geziert; dieselbe Marmortreppe, an deren Fuß mächtige Greifen gleichsam als Wächter lagen, den nagenden Zahn der Zeit aus diesem Riesenbau zu verbannen! Der Weltenzeiger war seitdem fast zwei Säcula weiter gerückt, die Physiognomie des Zeitalters hatte sich unter großen, umgestaltenden Begebenheiten

verändert, neue Ideen erfüllten die Geister, aber wie die alten Steine war das System des Rathes der Zehn mit seinem furchtbaren Apparat von Spionen, Kerker, Folter und Garotta dasselbe, der ewige Kampf dagegen zu allen Zeiten gleich fruchtlos, gleich blutig und zahlreich die Opfer geblieben, und Antonio Foscarini, der späte Abkömmling des erlauchten Geschlechts, der Erbe seiner Besitzthümer wie seiner alten Feindschaften, war vom Schicksal berufen, noch für dieselben Mißbräuche gegen denselben Feind in die Schranken zu treten, als hätte die Welt so lange still gestanden.

Diese Erscheinung, welche nur in Venedig möglich war, und durch die es einzig in der Geschichte da steht, muß um so mehr in Erstaunen setzen, als nach anderer Richtung hin kein Staat so schnell und mächtig und frei sich entwickelt, so viel zur Rückkehr der Civilisation nach Europa, zum Wiederaufblühen der Kunst, zur Erweiterung des Wissens beigetragen hatte — keiner großartiger und weitsehender in seinen Unternehmungen, glücklicher in seinen Erfolgen, in seinem Lebensverkehr freier und in der Religion toleranter gewesen.

Venedig besaß eine Kunstblüthe, wie sie nur noch auf Attikas Felsenboden gefunden worden war. Unter den damaligen gelehrten Städten behauptete es den ersten

Rang; während anderswo die Wissenschaften vor dem Feudalismus in die verborgensten Zellen der Klöster geflüchtet, unter einem Wust von Vorurtheilen und geschmacklosen Formeln verscharrt lagen, schätzten die venetianischen Nobili sich ihre Pflege zu besonderer Ehre; entfernt von der Pedanterie der Gelehrsamkeit und stets bereit, auf den Ruf des Vaterlandes den öffentlichen Lehrstuhl mit dem Senatorensitz zu vertauschen, lasen sie selbst über die schönen Wissenschaften in griechischer und lateinischer Sprache, übersetzten die alten Autoren und schrieben Commentare zu deren Werken. Indeß das Schisma die denkende Welt spaltete, ein Theil von Europa noch schlaftrunken in den Banden des Papstthums und der finstersten Bigotterie lag, in dem anderen der neue Geist der Reformation nur unter blutigen Kriegen und lodernden Scheiterhaufen ins Leben treten konnte, — spottete die Republik der Interdicte der Päpste, verbannte die geistlichen Inquisitions-Gerichte aus ihren Staaten, und weit entfernt, einen Streit über das Dogma aufkommen zu lassen, gestattete sie Mohamedanern wie Juden und Ketzern die gleich ungestörte Ausübung ihres Cultus. So nach allen Richtungen hin groß und vorurtheilslos, nahm sie nur allein das politische Feld aus, auf

welches die freidenkende Philosophie sich niemals wagen durfte — ein Frevel, gegen den Zeitgeist selber begangen, der sich schwer an dem System wie an seinen Vertheidigern rächen sollte.

Ohne sich aufzuhalten, durchschritt der Nobile die hochgewölbte Halle seiner Väter und eilte die breite Treppenflucht hinauf zu den von ihm bewohnten Gemächern.

„Wo ist die Maske?“ fragte er.

Der Hausmeister deutete auf eines der Zimmer, und Foscarini trat ein. Kaum hatte er die Thür hinter sich geschlossen, als der Fremde, der schon lange ungeduldig auf und ab geschritten war, die Vermummung von sich warf, und Zeno den Freund an die Brust schloß.

„Um Gottes willen, das ist mehr als unvorsichtig!“ rief Foscarini erschrocken. „Ueberall Späher wie beuteschnaubende Raubthiere, begierig, den auf deinen Kopf gesetzten Preis zu gewinnen, und du wagst, deinen Versteck zu verlassen?“

„Antonio, was ist mir noch das eigene Elend, seit ich fürchten muß, auch über dich Verderben zu bringen!“ antwortete Zeno heftig und bewegt. „Ueber dich, den ich liebte wie mein besseres Selbst — in dem ich verwirklicht

zu sehen hoffte, was ich vergebens erstrebt! Antonio, ich weiß Alles; was die Freude der Menge erregt, deine Wahl zum Avogador, lastet wie ein Fluch auf mir — ich war es, der den Gedanken in dir erweckte! Das Unglück kann ich mit Gleichmuth ertragen, nicht so den Vorwurf: meine Seele sträubt sich unter ihm, wie das freigeborene Roß gegen die Halfter!... Ich mußte dich sprechen, denn wir reisen schon in einer Stunde. Mein Schwiegervater und meine Frau dringen in mich..."

„Ihr kommt jetzt nicht aus dem Hafen, schon hier schlägt es Wogen gleich der hohen See; der Sturm ist zu groß," sagte Foscarini besorgt, der seines Freundes Worte mehrmals zu unterbrechen gesucht hatte.

„Laß ihn, und wär' es der Scirocco! um so weniger vermuthet man meine Abfahrt. Selbst von der Windsbraut umwirbelt, bin ich sicherer, als in Venedigs schützenden Mauern: in ihrer Wuth weniger furchtbar, als der Rath der Zehn, trifft sie ihre Opfer nur fühllos und blind; die Decemvirn sehen und fühlen, um sich an der Sicherheit ihres Stoßes zu weiden."

„Du hast Recht, jeder Augenblick Verzug kann tödtlich werden..."

„Was hilft auch das Zögern!" fuhr Zeno voll

Bitterkeit fort. „Als freier Mann soll ich die Sonne nie mehr über diesen Thürmen leuchten sehen — ein Geächteter, verlass' ich unter dem Schutze der Nacht meine Vaterstadt, für die ich tropfenweise mein Blut vergossen hätte!“ Seine Stimme bebte, sein Athem ging schwer, wie dumpfes, unterdrücktes Stöhnen. „Aber es möchte drum sein, ging ich nur in der Ueberzeugung, daß du ...“

„Still!“ unterbrach ihn Foscarini, der mit tiefem Schmerz in dem Wankelmuth des sonst so festen, thatkräftigen Mannes die Spuren der inneren Zerstörung erkannte.

Zeno war seit den wenigen Tagen, wo das Urtheil der Zehn ihm und seinen Kindern Rang, Vermögen und Heimath genommen, wo er, vogelfrei, gleich dem gemeinsten Verbrecher das Tageslicht scheuen mußte, völlig zum Greise geworden. Obgleich seine Natur eisern wie sein Wille gewesen, so vermochte sie nach der durch die schweren Wunden erlittenen Erschöpfung den neuen Schlägen nicht mehr Stand zu halten.

Foscarini's Auge haftete fest an den edlen, kaum noch kenntlichen Zügen, als hätte er sich durch diesen Anblick gegen jede weiche Empfindung für immer stählen wollen. „Du sollst gerächt werden!“ murmelte er mit

einem Tone, der tief aus der Brust kam. „Was du einst für den Jüngling thatest, zahlt dir der Mann. Ueber die zertrümmerte Macht der Zehn wegschreitend, kehrst du zurück — oder ich gehe mit dir zu Grunde!“

Zeno erhob, von dunkeln Ahnungen gequält, langsam das Haupt. „Das ist es, was mir die Verbannung zur Hölle macht!“ sagte er düster. „Könnte ich dich noch heute bewegen, von dem unheilvollen Vorsatz abzustehen, möchte dann das Urtheil seinen Lauf haben, ich ginge wenigstens mit freiem Bewußtsein und — und nicht ohne Trost. Mein Sohn ehrt seinen Vater auch als Geächteten; mein Weib ist stark, erst das Unglück lehrt mich ihre Tugenden kennen: sie konnte lächeln, als ich hätte weinen mögen, wenn je Thränen meine Sache gewesen... Und,“ fuhr er mit bitterem Tone fort, „ich theile ja nur das Loos Vieler — hat Venedig je anders mit seinen treuesten Söhnen verfahren? Darin eine Nachahmerin von Rom, schickt es Die in den Tod, welche am glühendsten für seine Sache stritten. Carlo Zeno, der Eroberer von Tenedos, der tugendhafteste und uneigennützigste Mann der Republik, mußte mit seinen zweiundsiebenzig Jahren und vierzig Wunden, die er im Kampfe um das Vaterland davongetragen, in den Kerker der Zehn wandern. Ohne

Murren unterwarf er sich und bewies dadurch, daß er ein nicht minder großer Bürger als großer Feldherr war. Er, mein Vorfahr, sollte mein Vorbild sein, wenn du ...“

„Und das Vaterland?“ — fragte, ihm ins Wort fallend, Foscarini. „Renier, jetzt oder nie kann Venedig frei werden! Nicht für dich allein, für den ganzen Adel tret ich in die Schranken. Was fürchtest du? Wird Furcht nicht zur Feigheit, zum Verbrechen, im Hinblick auf die Tausende, die, in der Stille zertreten, mit ihren blutenden Leibern die Kluft ausfüllen und eine Brücke werden mußten von der Gleichheit der Aristokratie zur Tyrannenherrschaft? ... Hast du dein Vaterland vergessen?“

„Was ich besaß, opferte ich ihm — mein Alles!“ entgegnete Zeno, und seine Lippe zuckte schmerzlich. „Ein Mehr macht mich zum Mörder an meinem Freunde! Jetzt noch, wo Alles schon rettungslos verloren ist, die Beschlüsse des Dogen und des Rathes der Zehn annulliren, die Abstimmung des Adels erzwingen wollen — Antonio, du gehst dem Tode entgegen! Sie haben es nicht so weit gebracht, um sich nun noch das Machtschwert entwinden zu lassen; denke an ihre Ränke gegen mich!“

„Die Würfel liegen heute anders; als gestern," beruhigte ihn Foscarini, der sich bewußt war, die Klippen zu vermeiden, an denen Jener hatte scheitern müssen. „Der erste Widerstand gegen den Willen der Zehn hat im Adel das Bewußtsein seiner Souverainetätsrechte wieder geweckt, ihn mächtig ermuthigt; was du nicht vermochtest, ich darf es getrost wagen — du, sein Liebling, mußtest zuvor als Opfer fallen, damit die Saat der Freiheit reife! Jetzt wartet sie nur des Schnitters, und das Unkraut sei den Flammen überliefert!.."

Er hielt plötzlich, vor seinen eigenen Gedanken erschreckend, inne; über sein bewegtes Antlitz zog es wie eine dunkle Wolke. Ob er auch Alles freudig für die heilige Sache des Vaterlandes wagte, man fühlte ein Etwas, unter dem seine Manneskraft in zuckendem Kampfe sich wehrte.

„Antonio, du glaubst nicht an deine eigenen Worte!" rief Zeno, der ihn beobachtete und seinen Ausdruck mißdeutete.

„Könnt' ich weniger daran glauben, dich und das Vaterland retten und — den Gegner schonen!" antwortete Foscarini noch immer in seltsamer Bewegung und mit einer ihm fremden Weichheit. „Ist einmal die

Hand angelegt, fürchte ich, ihn tiefer zu stürzen, als mein Herz wünscht. Renier, ich kann den Namen Cornaro nicht hassen; ich dachte, sie Alle, die ihn führen, mir und Venedig zu versöhnen, und muß sie verderben!... Es soll so sein," fuhr er, sich ermannend, mit fester Stimme fort. „Wir Menschen sind nicht frei: das Schicksalsrad treibt vorwärts, wir hangen in seinen Speichen und müssen folgen oder werden von seinem mächtigen Schwunge vernichtet."

Zeno hatte ihn mit stummem Befremden angehört; schon früher ahnte er, daß etwas in Antonio's Seele vorging, was dieser ihm verschwieg.

„Zum ersten Male im Leben verstehe ich dich nicht," entgegnete er, indem er aufstand und seinen Arm auf die Schulter des Freundes legte. „Was bewegt dich bei einem Namen, der eins geworden mit jedem Laster — den der echte Republikaner wie den Tod verabscheuen sollte? Cornaro heißt nur noch Herrschsucht, Eigennutz, Willkür — alles, was Feind ist jeder patriotischen Tugend, führt diesen Namen. Antonio, was hast du mir verschwiegen? Du sprachst mit dem Dogen! . . ."

Foscarini sah ihn ernst an. „Deinen Argwohn

verdiene ich nicht, nicht um dich und nicht um mein Vaterland!"

„Nicht Argwohn — nur Besorgniß!" widerlegte Zeno. „Ich würde für deine Treue zehn Leben einsetzen, wenn ich sie alle zu verlieren hätte. Antonio, unser Scheiden naht, soll in solchem Augenblicke ein Geheimniß zwischen uns bleiben?... Wie, du schweigst?"

Foscarini wandte sich ab. Durfte er die Ehre der Geliebten selbst dem Freunde Preis geben?

„Renier, dring' nicht in mich, ich darf nicht!" sagte er beklommen. „Aber, wie es auch kommen mag, auf meine Treue kannst du bauen. Laß dir das genügen! —" Er drückte dem Freunde die Hand. — „Wenn du heimkehrst, und die Wolken an Venedigs Himmel sich gelichtet haben, feiern wir ein dreifaches Fest: fürs Vaterland, für dich und — für mich! Bis dahin halte der Allmächtige seine Hand über uns!"

Zeno ahnte, nur Liebe konnte es sein, die einen Platz vor der lang erprobten Freundschaft in Foscarini's Herzen behauptete. Wie ihn dieser Fall aber auch in Verbindung mit dem unseligen Namen Cornaro und bei des Freundes zur Romantik hinneigendem Charakter beunruhigte, er drang nicht weiter in ihn.

Ihr übriges nur noch kurzes Gespräch gehörte Fos-

carini's Planen und den Verfügungen über die Zukunft an. Mantua sollte einstweilen dem Verbannten als Zufluchtsstätte dienen; Foscarini selbst hatte durch einen dortigen Bekannten für seine Aufnahme gesorgt und, so viel es das Zartgefühl gestattete, ihm, dessen Vermögen confiscirt, und der jetzt nur auf seines Schwiegervaters Unterstützung angewiesen war, seinen Reichthum zur Verfügung gestellt. So konnte Zeno die Entwicklung der bevorstehenden Ereignisse wenigstens in der Nähe von Venedig abwarten und von dort, wo sein Herz zurückblieb, in wenigen Stunden durch seine Boten Nachricht erhalten.

Foscarini begleitete ihn nach seiner Wohnung und nach dem schon bereit liegenden Schiffe. Hier nahm er von der ganzen Familie Abschied. Beide Freunde verstummten in dem letzten Händedruck.

Der Sturm fuhr auf schwarzen Fittichen sausend durch den wolkigen Himmel. Der Donner rollte, und aus dem Meere, das sich zu Wogenbergen thürmte, hallte es wider in furchtbarem Echo: ein dunkles Bild freud- und hoffnungslosen Seins.

Zum letzten Male sanken beide Männer sich an die Brust. Das Schiff setzte sich in Bewegung, und Foscarini stand allein in der düstern Nacht.

Sechszehntes Kapitel.

Die Piazza von San Marco war damals der Sammelplatz aller Stände. Hier lebte der Venetianer mehr als in seiner eigenen Wohnung; auf dem Broglio, dem Ambitus der Römer, trieben die Patrizier ihre Bewerbungen; unter den Colonnaden der Procuratien schlossen Handelsleute ihre Contracte, sammelten Advocaten ihre Clienten um sich, befanden sich die Tische der Wechsler. Sbirri und Bravi hatten hier ihre geheimen Schlupfwinkel, hier verzehrte der Niccolot seine Polenta und Melonen, der Nobile sein Sorbet. Hier hielten Freunde ihre Zusammenkünfte, hier erscholl die Stimme des Sängers und Improvisators so gut wie die des Bußpredigers; hier herrschte Arlechino und Brighella; Courtisanen buhlten hier um Beifall. Weder die Nonne, noch die Cittadina, noch die stolze Patrizierin fehlten auf der Piazza, und, um die schroffsten

Extreme des Lebens zusammenzuwerfen, befand sich zwischen den Säulen des geflügelten Löwen und San Teodor's der privilegirte Ort für die Hazardspiele und die Richtstätte der Verbrecher.

Heute zeigte die Piazza nur eine, und zwar die dunkle Seite ihres bunten, wechselvollen Kaleidoskops. Alle, welche gleich Schmetterlingen der Lust des Lebens nachjagen, hätte man hier vergebens gesucht, wo bei den alle anderen Interessen zurückdrängenden politischen Wirren nur noch die entflammten Leidenschaften fanatischer Parteimänner die Herrschaft behaupteten.

Es war der Tag, welcher Foscarini's Wahl zum Avogador entschieden hatte. Vermummte, unheimliche Gestalten ließen sich hier und dort blicken, die in den lichtfernen Punkten ihren lichtscheuen Planen nachgingen. Auch Francesco Cornaro hatte sich mit mehreren Patriziern unter den Säulengängen des Dogenpalastes, dem sogenannten Broglio, zusammengefunden, und wenn ihre Worte auch an keines Spähers Ohr dringen konnten, so ließen die finstern Blicke der Männer, ihre heftigen Geberden, ihr unregelmäßiger Schritt doch genugsam die Aufregung und Wuth erkennen, welche unter ihnen herrschte. Der heutige Sieg des Feindes, trotz all ihrer Ränke, hatte ihnen auf einmal die ganze

Gefahr ihrer Lage enthüllt. Wenn Foscarini denselben benutzte — und wer konnte daran noch zweifeln? so war es um ihre Macht geschehen.

Wie das bei allgemeiner Rathlosigkeit gewöhnlich ist, zeigte sich Zerfahrenheit der Ansichten unter ihnen; die Meinungen, wie man der drohenden Gefahr zu begegnen habe, gingen gänzlich auseinander: Einige der Patrizier, besonders Bembo, drangen mit Heftigkeit darauf, Foscarini noch vor seiner Einführung als Avogador unschädlich zu machen; hätte man schon früher auf ihn gehört, so wäre allem Uebel vorgebeugt gewesen; eine verzweifelte Lage erfordere verzweifelte Mittel, und der Rath der Zehn habe Niemandem über seine Verfügungen Rechenschaft zu geben. Donato und Cornaro gingen noch weiter; nicht blos, daß auch sie von einem derartig raschen Gewaltschritte Rettung erwarteten, sie wollten dem Feinde damit sogar Trotz bieten, ihm offen zeigen, daß sie seine Macht verspotteten. Gewohnte Furcht würde ihn dann schnell wieder ins alte Sclavenjoch zurückführen, während durch die Zaghaftigkeit ihrer Partei seine Kühnheit nur Nahrung erhielte. Andere, weniger gehässig Denkende, wandten ein, daß Foscarini sich sehr zurückgehalten habe, es an jeglichem Vorwande fehle, seine Avogadorwahl zwar

Alles befürchten lasse, aber noch keinen Grund zur Gefangennehmung gebe.

„Ob schuldig oder nicht," versetzte Bembo aufgeregt, „es ist zur Sicherheit der Republik nothwendig, darin liegt Grund genug! War Cavazzi mehr schuldig, der sechs Monate unter den Bleidächern saß und endlich der Kerkerpein erlag? Wir Alle waren von seiner Unschuld überzeugt, da es aber zur Erhaltung des Ganzen eines abschreckenden Beispiels für die Unzufriedenen bedurfte, unterschrieben wir einstimmig das ‚Schuldig'!"

„Cavazzi gehörte auch nicht zu den alten Familien," bemerkte einer der Patrizier in dem Gefühle besonderer Scharfsicht. „Ihm fehlte Foscarini's Macht und Ansehen. Einen Wurm zertreten, der uns im Wege liegt, kostet kein Bedenken; bei einer Schlange fürchtet man den giftigen Zahn und weicht aus. . . Ausweichen, Monsignore, ist in diesem Falle besser."

Mehrere der edlen Savy, welche diesen Grundsatz theilten, hielten es somit am gerathensten, Foscarini zu besänftigen und die Oeffentlichkeit der Klage dadurch zu vermeiden, daß man, ihm zuvorkommend, den Beschluß gegen Zeno einstweilen aufhebe und den Proceß noch einmal untersuchen lasse. Damit wäre noch nichts verloren, meinten sie, denn sobald der ausgetretene

Strom wieder ins alte Bett zurückgeführt sei, könne man doch thun, was man wolle.

Während die Nobili noch hitzig darüber stritten und durch ihre Unentschlossenheit nur die Hoffnungslosigkeit ihrer Sache zu erkennen gaben, gesellte sich Signor Molino zu ihnen. Er war heute noch ernster als gewöhnlich, und wie sein störriger Geist sich auch dagegen sträuben mochte, es blickte etwas wie Gram aus seinem düstern Auge. Dennoch, weit entfernt, muthlos oder wankelmüthig zu sein, hatte seine Festigkeit eher einen Schein von Trotz gewonnen.

Sowohl die verzweifelten Vorschläge der Einen, wie die Nachgiebigkeit der Anderen wies er mit Entschiedenheit zurück: Foscarini's öffentliche Gefangennehmung in diesem kritischen Momente würde ein böses Gewissen verrathen, sagte er, die Wuth der Feinde nur reizen, die ganze Nation möglicher Weise zur offenen Empörung gegen sie treiben. Zeno aber jetzt zurückrufen, hieße mit dem Schwerte sich selbst gebunden den Gegnern überliefern; man würde damit ja thun, was sie wollten: die Gewalt des Rathes der Zehn lahmlegen, ihn zum Spielball in der Hand des Adels machen. Nein, jetzt müsse man den Ereignissen ihren Lauf lassen, den Kampf bis ans Ende auskämpfen — zur Nachgiebigkeit

wie zu offenen Gewaltthätigkeiten sei es Zeit, wenn alle Trümpfe ausgeworfen wären.

„Noch halten wir das Spiel in der Hand," fuhr der Staats-Inquisitor mit zweifelloser Sicherheit fort, „und leicht soll es nicht werden, uns die Vortheile desselben zu entwinden. Ich kann nur Foscarini ob seiner unbegreiflichen Verblendung, seiner unerhörten Vermessenheit beklagen.... Er hat sein Schicksal selbst gewählt, und er ist der Mann, zu tragen, was darauf folgt," setzte er langsam und halblaut mit sich selbst redend, sich wie zum Troste hinzu.

Da ihre Angelegenheit in der That wenig zu hoffen gab, Molino aber ein Charakter war, der sich nie falschen Illusionen überließ, nie ein einmal verfolgtes Ziel wieder aufgab — der selbst das Machtschwert in der Hand hielt —, so ließ die finstere Sicherheit in seinem Wesen vermuthen, daß er hier Mittel in Anschlag brachte, über die seine Umgebung aufzuklären, er verschmähte, vielleicht weil er sie für den Einblick in seine Politik sich nicht ebenbürtig genug fand.

Noch ehe einer der Anwesenden eine Frage wagen konnte, wandte sich der Sprecher mit verändertem Ton an Francesco Cornaro: „Wie ist es, Signore, wollt

Ihr mich begleiten? Ich war auf dem Wege, mich zu Seiner Hoheit zu begeben."

„Erlauchter Herr, verzeiht eine freimüthige Frage: Gilt Eurer Gnaden Besuch dem Dogen oder dem Freunde?" entgegnete der Nobile. „Dem Staats-Inquisitor stehen die Gemächer des Herzogs jederzeit offen, aber für seine Freunde und Kinder ist mein Vater gegenwärtig nicht zu sprechen, da er unpäßlich aus der Sitzung zurückkehrte. Ich selbst empfing diese Nachricht vor wenigen Minuten."

Da nach Molino's Aussage sein Besuch lediglich eine vertrauliche Besprechung über die Folgen der heutigen Wahl zum Zweck haben sollte, so bat Cornaro den Inquisitor, ihn zu seinem Bruder, dem Cardinal, zu begleiten, der sich gegenwärtig in seinem Casino befände. Wie er versicherte, war derselbe nach der Rathsversammlung schon bei seinem Vater gewesen und genau mit dessen Ansichten betraut.

Molino willigte in den Vorschlag. Er begriff schnell, daß der Doge, der sich schon bei den Wahl-Intriguen persönlich zurückgehalten und statt dessen seine Söhne und Freunde hatte wirken lassen, auch jetzt die Zusammenkünfte der Cornaristen in seinen Gemächern und damit den Schein seiner Betheiligung in den Augen

des Adels vermeiden wollte, wiewohl er thatsächlich die ganze Angelegenheit leitete.

Die übrigen Verwandten des Hauses Cornaro schlossen sich dem Staats-Inquisitor an, und den Platz quer durchschneidend, begab sich die Gesellschaft nach den Procuratien, in deren oberen Stockwerken die Patrizier ihre Privat-Casini besaßen.

Sie traten in eine reich ausgestattete Wohnung, die sich durch ihre heitere Eleganz und den modernen Comfort wesentlich von der schwerfälligen mittelalterlichen Pracht unterschied, welche damals noch in der Mehrzahl der Paläste gefunden wurde. Alles, was den Kunstsinn anregen, der Genußsucht schmeicheln kann, war hier mit feinem und erfinderischem Geiste in hundert Zierathen verstreut: antike Vasen mit exotischen Gewächsen, silberne Pfannen, auf denen orientalisches Räucherwerk loderte, kostbare Gobelins, türkische Teppiche, venetianische Spiegel, Muschel- und Perlenschmuck an kunstreichen Gold- und Crystallgeschirren, auch Gemälde von den ersten italienischen Meistern und eine vortreffliche, wenn auch mehr dem Geschmack des Schöngeistes als dem strengen Sinne des Gelehrten zusagende Bibliothek fehlten nicht in diesen der Muße und Zurückgezogenheit geweihten Räumen, wo jeder steife Zwang abgeschüttelt

und die Robe der Magistrate mit der leichten Eleganz des Privat-Costumes vertauscht war.

Der Bischof, der trotz seiner römischen Interessen einen mehr als lebhaften Antheil an den politischen, seine Familie so tief betreffenden Ereignissen nahm, befand sich allein in seinem Cabinet. Seine gefaltete Stirn und der finstere, am Boden wurzelnde Blick bildeten einen grellen Contrast zu der heitern, lichtvollen Umgebung, in der nur die Göttin des Augenblickes zu regieren, Alles einzig ihrem Glücke zu huldigen schien.

Er war eben von seinem Vater zurückgekommen, mit dem er ein geheimes und wichtiges Gespräch gehabt hatte. Des Dogen Muth war nach dem letzten Siege der Gegner völlig gesunken. Die Kunstgriffe, welche man sonst in Anwendung gebracht, ließen ihn diesmal der Macht der Ereignisse gegenüber im Stiche, und der einzig noch bleibende Ausweg: Foscarini heimlich durch Dolch oder Gift aus der Welt zu schaffen — der Gedanke erstarrte vor der Unerhörtheit dieses Wagnisses! — Der Doge wie der Bischof erkannten, daß dies ein eben so schwer auszuführendes als halsbrechendes Mittel war, dessen Anwendung möglicher Weise viel größeres Unheil über ihre Familie bringen konnte, als der schlimmste Zustand, dem man dadurch zu entfliehen hoffte. Aber

wie weit dennoch ihr verwegener, keine Schranke achtender Sinn die Cornari trug, jedenfalls war, das sahen sie ein, an eine derartige That nicht ohne Zustimmung und Hülfe der Staats-Inquisitoren zu denken.

Während er über dem finstern Gedanken brütete, den Plan noch gestaltlos in seinem Hirn hin und her wälzte, wurden dem Prälaten die Gäste gemeldet.

Mit einem unwillkürlichen Ausruf der Befriedigung sprang er auf, und seine Hand fuhr über die Stirn, als hätte er die tiefen Falten dort glätten wollen. Ja, den vom Zufall gebotenen Moment für sein schwarzes Vorhaben zu nützen, war er augenblicklich entschlossen! Auch daß Foscarini fallen mußte, stand fest in seiner Seele; nur wie weit er bei Sondirung des schlüpfrigen Bodens ohne Gefahr vorgehen, Molino in den Plan einweihen dürfe, darüber fühlte er sich, ungeachtet ihre Interessen in einem Punkte zusammenliefen, noch um so unsicherer, als er des Staats-Inquisitors geheimste Absichten in Betreff Foscarini's noch nie klar durchschaut hatte.

So sah Cornaro, wie leicht anzunehmen, der Ankunft der Fremden mit ungewöhnlicher Spannung entgegen..

Ehe er sich jedoch seinem Ziel irgend wie nähern

konnte, wurden die Männer, nachdem sie kaum einige Minuten Platz genommen hatten, in ihrem sich schnell erhitzenden Gespräche durch die Ankunft des Secretärs Franceschi unterbrochen, dessen geheimnißvolle Meldung an den Staats-Inquisitor Molino, indem sie Allen aus der Verlegenheit half, mit Einem Schlage die ganze Situation veränderte.

Siebenzehntes Kapitel.

Wir müssen einige Stunden in unserer Erzählung zurückgehen.

Es war ungefähr um dieselbe Zeit, als der Cavalier Foscarini mit seinem Gondolier unter dem Thore des Dogenpalastes redete, als zwei Männer, tief in ihre Mäntel gehüllt, am Molo zusammentrafen.

„Ich warte schon ein gut Weilchen auf dich, Pater Dominicus," begann der Kleinere von beiden in ärgerlichem Tone. „Du hast bei der lustigen Gesellschaft vergessen, daß es sich hier in der Nebelschwüle verteufelt unbequem steht. Die äußere Hitze thut nicht wie der Cyperwein in der Kehle; es ist zwischen beiden ein verdammter Unterschied."

„Geschah nicht ohne Ursache; ich hörte vielerlei von Wichtigkeit, just was den Nachtschwärmer, den Foscarini,

angeht," versetzte der Mönch, halb entschuldigend, halb trotzig.

Die Spione hatten wirklich, nachdem Danielli's Nachforschungen bei dem ersten Besuche des Nobile im Palaste Cornaro vergeblich gewesen, das zweite Mal dessen Wohnung und Namen ausgekundschaftet. Doch Zweck und Ziel seiner nächtlichen Wanderungen war ihnen bei aller Mühe bis jetzt um so unbekannter geblieben, als sie, in dem Glauben, Foscarini statte dem spanischen Gesandten heimliche Besuche ab, vor dessen Palast ihren Standort genommen hatten und sich daher wohl über das Weggehen des Patriziers, wo er denselben passirte, nicht aber über sein Kommen orientiren konnten.

„Was gibt es?" fragte neugierig sein Gefährte, Hieronymus Vano.

Der Agent brachte seine hervortretenden Lippen dem Ohre des Anderen näher. „Sie meinen, Foscarini will den Zehnen zu Leibe. Es soll ihnen sammt und sonders Kopfschmerzen machen. Dachten den Hauptschreier nun los zu sein, vor dem Keiner sein Brod mit Sicherheit essen konnte...."

„Das Weintrinken nicht zu vergessen!" fiel Vano

ihm, trotz seines Staunens über das Gehörte, lachend in die Rede.

„Und nun soll der Bettel von vorn anfangen. . . Was denkst du, einen besseren Spaß könnte es nicht geben, als wenn wir den Nobile jetzt unerwartet an's Messer lieferten?“ fuhr der Mönch, ohne sich durch die Unterbrechung stören zu lassen, fort, und sein Auge blitzte. „Der Lohn müßte ein zehnfacher sein! Hast du ihn heute gesehen?“

„War wieder nichts — komme eben von dort,“ antwortete Vano verdrießlich. „Nun schon drei Tage vergeblich auf der Lauer! Da die Stunde verstrichen ist, wo er die anderen Male kam, so ließ ich einstweilen Danielli zurück.“

„Hat der was von dem Gondolier herausgekriegt?“ fragte Dominicus. „Bei etwas Geschicklichkeit konnte es nicht schwer halten; sie kennen sich von früher.“

„War Alles vergebens,“ versetzte Vano. „Danielli fing es schlau genug an, aber eher sind San Marco die Geheimnisse der Republik, als diesem Esel von Gondolier die Schleichwege seines Herrn abzupressen. Jeder weitere Versuch wäre nur gefährlich, denn der Kerl ist eben so listig, als verschwiegen. Leichter möcht' es mit Dono's Pflegesohn Bocconio gehen....“

Der Mönch streckte seinen dicken Kopf in die Höhe und sah ihn mit thierischer Neugier an. Jener fuhr fort:

„Daß das Trinken und Spielen seine schwache Seite, merkte ich schon beim ersten Zusammensein, was aber noch mehr zieht, der Bursche hat sich wirklich in meine Liebste, die Spanierin, bis über die Ohren vergafft, und Weiber sind schlimmer, als Wein und Spiel. Es brennt lichterloh bei ihm. Die kleine Hexe wußte ihm aber auch den Becher zu credenzen — alle Wetter! Delila hätt's nicht besser verstanden. Ich mußte mir's ordentlich belachen... Kennst doch als Pfaff die Simsongeschichte, he? Oder blieb es blos bei dem, was im Brevier steht?" unterbrach sich Vano mit schlecht verhehltem Spott.

Dominicus nickte. „Hört' sie einst vom Erzpriester erzählen. Gibt Delila's genug auf der Welt; zweifle nicht, daß sie ihm das Schermesser an die Locken setzen würd', aber wir haben jetzt nicht Zeit, darauf zu warten; die Anzeige muß gemacht werden... Nimm dich übrigens selber in Acht," fügte er warnend hinzu, „auch der Simson's gibt's mehr, und dem Weibervolk ist nicht über den Weg zu trauen."

„Sie weiß, daß sie in ganz Italien keine Stunde

vor meinem Dolche sicher wäre, wenn sie daran dächte, mir ein X für U zu machen," antwortete Vano mit großer Gelassenheit, und fuhr dann, wieder auf den früheren Gegenstand zurückkommend, fort: „Bis morgen laß die Anzeige noch anstehen. Bocconio hat von ihr das Versprechen zum Stelldichein für diese Nacht; sie ist genau instruirt — ein wahres Teufelsweib! Ein tüchtiger Humpen Wein und ihre blitzenden Augen dazu — paß' auf, sie müßte keine Eva sein, oder wir wissen morgen auf ein Haar, was der erlauchte Senator zur Nachtzeit maskirt beim spanischen Palaste zu schaffen hatte. Daß Bocconio davon unterrichtet ist, hat er ihr schon in der Weinlaune verrathen."

Dominicus schüttelte den Kopf. „Ich bleibe dabei, länger warten ist nicht rathsam; es könnte uns ein Anderer zuvorkommen, und wir geriethen in den Verdacht der Saumseligkeit oder gar des Einverständnisses mit dem Nobile. Weißt du, ob wir die einzigen Aufpasser hier sind? Kennst doch das Mißtrauen der gestrengen Herren, einen Agenten immer durch den anderen überwachen zu lassen... Wenn sich's wirklich mit den Absichten des Foscarini gegen das höchste Tribunal so verhält, wie sie's drinnen erzählten — obgleich man einem Menschen, der seine gesunden fünf Sinne hat,

solche Tollheit, die ihm im besten Falle nichts weiter als den Hals kostet, kaum zutrauen sollte — so haben wir nur Ursache, uns bei ihm für seinen dummen Streich zu bedanken; besser konnt' er es uns nicht einrichten ... Wollen ihm dafür zum schnellen Ende verhelfen," setzte der Spion mit boshaftem Lachen hinzu.

„Erst genau dahinter kommen, was an der Sache ist, scheint mir gescheidter," entgegnete Vano; „'mal auf eigene Hand spioniren, kann gar nicht schaden."

„Sei es, was es will, hochverrätherisch sind diese Nachtlaufereien jedenfalls. Was brauchen wir weitere Beweise? Schon genug, daß er hier war, und wir seinen Namen wissen. Hat nicht überdies Ruazzo gesagt, daß in derselben Nacht, wo wir Foscarini zuletzt sahen, ein Fremder beim Gesandten gewesen, der nicht durch die große Halle, sondern durch die inneren Höfe und auf der geheimen Treppe in der Mauer gekommen ist? Was willst du mehr? Stimmt's nicht genau?"

„Aber sagte nicht Ruazzo ausdrücklich dabei, daß es ein Spanier gewesen, der kein Venetianisch verstanden habe?" wendete Vano ein. „Setzte er nicht hinzu, daß er glaube, es sei ein geheimer Bote aus Mailand?"

„Den Zusatz können wir vergessen haben," meinte Dominicus mit vielsagender Geberde, der Vano —

obgleich ein routinirter Spion — noch an Verschlagenheit übertraf. „Jeder gewitzte Kerl schneidet sich die Sohlen nach seinem Leisten.“

„Schon alles recht gut,“ versetzte der Andere, sich hinter den Ohren kratzend. „Wenn er aber wirklich nicht drinnen war — und für bestimmt wissen wir's doch nicht — könnte es nicht schlimm für uns ablaufen?“

„Possen! Wir haben ihn dort gesehen und lassen ihn drinnen gewesen sein, alles Uebrige ist seine Sache,“ sagte Dominicus mit Beharrlichkeit. „Für uns genügt diese Denunciation vollkommen. Hochverrath ist der beste Köder, da beißen die hohen Inquisitoren unbesehen an, wie die hungrigen Hechte... Hast du nicht die Patrizier oft genug zur Morgenzeit mit den Füßen an den rothen Säulen baumeln sehen, den schwarzen Flor vor'm Gesicht?“ fuhr er, plötzlich beredt werdend, mit sichtlichem Wohlbehagen fort. „Flüsterten sie nicht, daß es Hochverräther wären, die dem Türken den Zustand der Flotte oder dem Franzmann die Absichten des Senates oder — der Teufel weiß, was — verrathen hätten? Hochverräther, Vano, alles Hochverräther! ob sich's aber wirklich so verhielt, danach hat nie ein Hahn gekräht. Nicht einmal die eigenen Ver=

wandten erfuhren, ob es einer von ihrer Sippschaft war, und was er verbrochen hatte."

„Es ist eine bequeme Nachhülfe, wo die Sterblichkeit nicht zureicht," bemerkte Vano; „die ‚von oben' denken: lieber zehn zu viel, als einer zu wenig!"

„Recht so, das müssen sie auch, wenn sie sich selber den Nacken frei halten wollen. Außen sieht zwar Alles glatt und eben aus, aber innen hat's verdammte Risse und Löcher ... Das mag der Foscarini wohl wissen," fuhr der Mönch fort. „Da heißt es nun: Lieber du, als ich hinein! und wird zugestopft mit Unzufriedenen, von denen man nicht viel Gutes erwartet. Ich müßte nicht sechszehn Jahre in ihren Diensten stehen...."

Vano blickte vor sich nieder. „Der Lohn wäre auf ehrliche Weise verdient," sagte er nachdenkend und für den Vorschlag des Anderen halb und halb gewonnen.

„Na, natürlich! und was das Beste ist," meinte Dominicus mit grimmigem Lachen, „wir schaffen einen Patrizier mehr auf die Seite. Ich hasse sie alle, die Unsereinem auf den Nacken treten und im Grunde doch nur dem Volke gestohlen haben, was sie mehr sind und besitzen. Ein halbes Dutzend an den Galgen zu bringen, wäre so gut, wie Ablaß für eben so viel Todsünden."

„Dazu kannst du schon kommen, wenn die Zehn das Geschäft so erleichtern," erwiderte Vano spöttisch.

„Sie sind eine Zuchtruthe für die Edeln, das ist's, was uns Anderen in Venedig die Knechtschaft erträglich macht."

„Sie flüstern aber, daß seit Zeno's Verbannung die Patrizier dieser Zuchtruthe gewaltig überdrüssig sind," entgegnete Vano. „Am Willen, sie zu zerbrechen, mag es nicht fehlen; aber das Ding hat verdammt scharfe Dornen, die bis in's Herz hineinstechen."

„Und Wurzeln von Eisen, wie der Baum im Traume Nebukadnezar's," fügte Dominicus, sich die Hände reibend, hinzu. „Es ist ein altes Gewächs, Jahrhunderte lang mit Vollblut getränkt — das Beil soll noch erfunden werden, das nicht daran zersplittert. Laß sie nur schimpfen, desto mehr Futter kriegen die Fische im Canal."

„Wie, willst du jetzt schon hinein?" fragte Vano, als der Mönch, der mehrmals spähende Blicke nach der oberen Gallerie des Dogenpalastes geworfen, plötzlich das Gespräch abbrechend, eine Schwenkung nach der dem Innern des Gebäudes zuführenden Steintreppe machte. „Warum die Anzeige nicht lieber in den Löwen-

rachen stecken? *) Es wäre das Bequemste. Das Tribunal versammelt sich heute Nacht noch; sie kommt dann um so eher zur Sprache."

„Ich verkehre lieber mit dem Secretär Franceschi von Mund zu Mund — verstehn uns schon," antwortete Dominicus listig. „Auch möchte dem hohen Inquisitor wenig daran liegen, daß die Zenisten gleich diese Nachricht erführen... Na, du kommst doch mit?"

„Mitgegangen und mitgehangen," bemerkte Vano unentschlossen.

„Zuerst wollen wir uns den Lohn schmecken und die Anderen hängen lassen; mit uns hat es noch lange Weile," entgegnete Dominicus.

„Hör' eins, ich möchte dich doch lieber allein gehen lassen," sagte Vano. „Da ich behaupte, daß es mit der Geschichte noch nicht ganz klar ist, so sieht's zu verabredet aus, wenn wir zusammen kommen und könnte Verdacht erwecken. Viel besser, du schlägst mich hernach als Zeugen vor. Wir profitiren dadurch, denn in je mehr Theile es geht, desto geringer der Verdienst

*) Behältnisse in Form eines Löwenkopfes, welche sich sowohl an der äußeren Gallerie des Dogenpalastes, wie an anderen belebten Orten der Stadt zum Zwecke der geheimen Anzeigen befanden.

für uns. Es ist auch nöthig, daß ich wieder nach dem spanischen Palaste zurückkehre."

„Du magst Recht haben," bestätigte Dominicus. „Ich weiß ja, wo du zu finden bist, wenn sich noch etwas für diese Nacht ereignen sollte."

Im Begriffe, sich hier zu trennen, gewahrten die Spione mehrere Nobili, welche eben den Broglio verließen und sich den alten Procuratien zuwandten. Instinktartig traten sie so weit als möglich vor, um die Fremden zu mustern.

„Es sind Cornaristen", bemerkte Dominicus befriedigt. „Auch der Staats-Inquisitor Molino befindet sich unter ihnen. Das paßt mir gerade!"

Darauf schlich er den Patriziern nach, und erst als er sich ganz genau überzeugt hatte, daß sie auch nirgend anderswo als in der Wohnung des Bischofs Cornaro verschwanden, machte er Kehrt, trennte sich von seinem Kameraden und ging, immer vor sich hingrinsend, schnurstracks in den Dogenpalast, wo er die beabsichtigte Denunciation gegen den Cavalier Antonio Foscarini bei dem Secretär der Staats-Inquisition, Signor Franceschi, anbrachte; dieselbe Meldung, von welcher

der Staatsbeamte, wie wir aus dem Schlusse des vorigen Capitels ersahen, wenige Minuten später seinem Gebieter, dem Staats-Inquisitor Molino, Mittheilung machte.

Achtzehntes Kapitel.

Wir kehren in die Wohnung des Bischofs Cornaro zurück, wo wir die versammelten Freunde über die durch den Secretär Franceschi erhaltene Nachricht in nicht zu beschreibendem Staunen zurückließen.

Ein Wunder des Himmels, das sich vor ihren Augen zugetragen, hätte keine größere Wirkung hervorbringen können, als die Entdeckung, daß Foscarini sich des Hochverraths schuldig gemacht. Als ob sie das kaum Glaubliche, dessen ungeheure Wichtigkeit gerade zu dieser Stunde Allen schnell einleuchtete, noch nicht zu fassen vermöchten, saßen die Männer im ersten Moment starr und stumm. Nur über des Prälaten Lippen schlich sich ein unheimliches Lächeln; er holte tief Athem, wie Jemand, der sich von einer schweren Last befreit fühlt.

Was konnten die Cornaristen mehr wünschen, als

den gefährlichen Feind jetzt in einen Hochverrathsproceß verwickelt, den Händen der Zehn überliefert und damit auf einmal die Zeno'sche Angelegenheit beseitigt zu sehen? Daß Foscarini's nächtliche Besuche wirklich dem spanischen Gesandten galten — wie der Spion das als selbstverständlich hingestellt hatte —, der Nobile dem Ausländer die Geheimnisse des Staates verkaufte, bezweifelte man um so weniger, als derartige Thaten keineswegs vereinzelt da standen. Hatte doch der Procurator Soranzo, der die zweite Würde der Republik bekleidete, um desselben Verbrechens willen in der Verbannung gelebt, der Bailo von Constantinopel sich ins Meer gestürzt, weil sonst ein noch schimpflicherer Tod seiner gewartet! War nicht Badoer, älter an Adel, als Foscarini, an Rang ihm gleich, dieserhalb im Gefängnisse erwürgt worden? Was so Viele gethan, warum es bei Foscarini in Frage stellen? Ja, der Schein sprach hier um so stärker dafür, als der Nobile während seines Aufenthaltes als Gesandter in Spanien von diesem Hofe stets ausgezeichnet worden. Außerdem wußte man, daß sowohl der Herzog von Olivarez in Madrid wie der Statthalter von Mailand die geheimen Bedingungen des Vertrages mit Frankreich bereits kannten — wer besser, als er, der selbst das Bündniß

geschlossen, konnte es ihnen verrathen haben? Der Rath der Zehn, immer zum Mißtrauen geneigt und stets bereit, den bloßen Verdacht wie die erwiesene That zu bestrafen, sollte er hier, wo das „Schuldig“ ihn selbst vom Falle rettete, noch schwanken?

Mit wilder Leidenschaft, wie nur der Süden sie hervorbringen, nur Haß und Rachgier sie entflammen können, erwogen die Versammelten in heftiger Discussion alle diese Argumente. Triumph und Schadenfreude leuchteten aus ihren Blicken, ein wahrer Jubelrausch war dem Ingrimme gefolgt, mit welchem die Mehrzahl unter ihnen an einem glücklichen Ausgang schon verzweifelt war.

Jetzt endlich hatte Bembo den Feind, den er haßte, als wenn er den begünstigten Nebenbuhler schon in ihm gekannt, in der Hand; die verwundbarste Stelle war getroffen, entgehen sollte er nicht mehr!

„Nun, edler Signore, nehme ich Euch beim Worte!“ rief er, sich mit glühendem Auge an Francesco Cornaro, seinen künftigen Schwiegervater, wendend. „Foscarini's Tod zündet mir die Hochzeitsfackel an! Heute, morgen, wenn es sein kann — Ihr gabt Euer Versprechen, und mein Haus ist bereit, die Braut zu empfangen!“

„Ich gab es, und bei meinem Leben! ich will es

auch halten, trotz allem Weibergewinsel," entgegnete Cornaro, der die drückenden Bedenken, die Thränen und flehenden Bitten seiner Tochter in der Aufregung des Augenblickes aus seiner Erinnerung verdrängte. „Macht es selber mit dem Mädchen ab und seht zu, wie Ihr mit ihrer Sprödigkeit zurecht kommt. Wir aber feiern im ältesten Syrakuser das Verderben des Feindes!"

„Beim heiligen Theodor, das will ich!" rief Bembo aufgeräumt. „Also ein doppeltes Fest! Beim Untergange des verhaßten Geschlechtes werde ein neues Reis auf den alten Stamm Bembo gepflanzt, daß er fortgrüne bis in die Ewigkeit!"

Dem Ernst der Sache wichen die scherzhaften Worte.

Der Spion wurde vor die Patrizier gerufen; noch einmal mußte er selbst ihnen wiederholen, wie er bei seiner Ueberwachung des spanischen Palastes schon seit mehreren Nächten dort einen verkleideten Nobile gesehen, es ihm aber erst heute nach vielfachen Bemühungen gelungen war, in demselben den genannten Cavalier zu entdecken. In schlauer Berechnung hob er besonders hervor, daß auch einige im Palaste angestellte Diener des Tribunals um die nämliche Zeit eine vermummte Gestalt, ganz von Foscarini's Aussehen, auf den ver-

borgenen, zu den Gemächern des Gesandten führenden Gängen bemerkt hätten, die von dem Marchese de Castro selbst empfangen worden sei und lange mit demselben verkehrt habe.

Mit Gier sogen die Zuhörer dem Sprecher die Worte von den Lippen. Nein, es fehlte kein Glied in der Kette, Alles war klar, und sie stimmten, sobald sie sich wieder allein befanden, fast ohne Ausnahme dafür, daß noch diese Nacht die Klage vor den Gerichtshof gebracht und Foscarini daraufhin durch die Staats-Inquisitoren gefänglich eingezogen werde.

Nur Einer unter Allen hatte während der allgemeinen Aufregung in düsterm Schweigen da gesessen. Erst von den Anwesenden um seine Meinung befragt, erhob Molino, aus tiefen Gedanken erwachend, das Haupt. Der feine Physiognomiker hätte leicht die Spuren eines heftigen inneren Kampfes auf seiner bleichen Stirn und in den fest zusammengekniffenen Lippen wahrnehmen können, doch — Selbstbeherrschung war eine Cardinaltugend in Venedig, sie hatte dem klugen Welt- und Staatsmanne noch niemals gefehlt, und blitzschnell verschwand die Bewegung, seine Züge gewannen einen Ausdruck eiserner Entschlossenheit.

Was er eben gehört, es konnte auf Foscarini's

Schicksal keinen Einfluß mehr üben; dies war schon von dem Augenblick ab unabwendbar bei ihm beschlossen, wo jener durch seine Bewerbung um die Avogador-Stelle seine feindlichen Absichten kund gegeben; nur das „Wie" hatte ihn einen Moment erschüttert: es handelte sich darum, einen Ehrenmann zum Schurken zu stempeln, noch übers Grab hinaus sein Andenken zu schänden. Denn ein viel zu guter Menschenkenner und stets von dem Inhalte des Quells auf dessen Wirkungen schließend, dachte Molino nicht daran, Foscarini für einen Hochverräther zu halten, er war im Gegentheil von dessen erhabenen Tugenden fest durchdrungen, und ein romantischer Zug im Charakter des Nobile, ihm aus früheren Jahren nur allzu bekannt, ließ tausend mögliche und unschuldige Ursachen der nächtlichen Wanderung zu. Aber was es ihn auch kosten mochte, es galt die Erhaltung des Rathes der Zehn und mit ihm die aller großen Familien, und der Staats-Inquisitor schwankte nicht, den Zufall, der ihm hier so wunderbar zu Hülfe kam, schnell mit der ganzen Schärfe seines Geistes zu erfassen. War es doch von unberechenbarer Wichtigkeit, Foscarini's Untergang vor der ganzen Nation durch eine eclatante Schuld rechtfertigen zu können!

„Ich stimme Euch bei, edle Herren, diese Entdeckung ist entscheidend," sagte er mit vollkommener Ruhe. „Aber Ihr seid zu rasch; weder das Tribunal heute versammeln, noch Foscarini gefänglich einziehen, wäre weise."

„Eccellenza, Euer Wort ist Gesetz, und Euer Rath ein Orakelspruch für die Weisen, aber sollen wir warten, bis er uns im Großen Rath angegriffen hat?" fragte Bembo fast heftig. „Die Sitzung steht in zwei Tagen bevor. Er muß morgen noch in Ketten liegen, oder ..."

„Daß er uns nicht zuvor kommt, dafür laßt mich sorgen," unterbrach ihn Molino, der schon wußte, was er wollte. „Wir Alle glauben, daß Foscarini ein Hochverräther ist," setzte er mit festem Tone hinzu, obgleich sein Auge dabei unstät an den Figuren des Parquetbodens hinirrte. „Wir halten daran fest, und er soll an diesem unserem Glauben zu Grunde gehen; aber — wenn es ihm dennoch möglich würde, sich im Angesichte des Adels von dem Verdachte zu reinigen, die Beweise, ob richtig oder falsch, vom Gegentheil zu liefern — wie dann, Monsignore?"

Die Patrizier sahen sich unter einander an.

„Das wird er nicht können — und wenn er es könnte, wer wird ihm Gelegenheit geben, dem Adel

überhaupt noch Beweise vorzulegen?" fragte Bembo überrascht. „Wann hätte je das Tribunal dem Inculpaten eine Vertheidigung, nur einen Einblick in den Gang seines Processes gestattet? Haben wir seine Schuld erkannt, was braucht es dann noch überflüssiger Formalitäten? Ist doch der Rath der Zehn in seiner Unverantwortlichkeit ermächtigt, nach Gutdünken über Leben und Tod der Nobili zu richten und nur Stimmeneinheit als einziges Gesetz zu beachten! Wollen wir mit unserm erbittertsten Feinde eine Ausnahme machen, uns selbst unseres alten Rechtes entäußern?"

„Und der große Rath?" fragte Molino lakonisch, während mehrere der Anwesenden dem vorigen Sprecher beifällig zugenickt hatten.

„Was gehen ihn die Processe der Zehn an?" rief lebhaft Donato. „Darf er hier mehr verlangen, als in hundert anderen Fällen, wo die bloße Anzeige genügte, daß Dieser oder Jener aus der Liste der Lebenden gestrichen und sein Amt anderweitig zu besetzen sei?"

Der Staats-Inquisitor hatte den Sprecher ausreden lassen, ohne eine Miene zu verziehen. Als derselbe geendet, entgegnete er mit Ueberlegenheit:

„Signori, Euch verblendet die Leidenschaft, sonst könntet Ihr nicht zweifeln, daß, wenn dieses Verfahren

dem Großen Rathe schon lange zum geheimen Aergerniß diente, er in diesem speciellen Falle nicht zögern wird, mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht auf eine strenge Untersuchung zu dringen. Vergessen wir doch nicht der schlimmen Krise, in welcher der Rath der Zehn sich gegenwärtig befindet, nicht, daß Foscarini, durch die jüngsten Ereignisse zum Anwalt der Nation geworden, Adel und Volk hinter sich hat und selbst unter den Decemvirn einflußreiche Freunde besitzt. Alles blickt auf ihn, wie die Römer zur Zeit der Gracchen auf ihre Volkstribunen...

„Auch den Fall angenommen," setzte er nach augenblicklicher Pause hinzu, „daß die Zehn Foscarini jeden Beweis seiner Unschuld unmöglich machen, wird der Große Rath auf unser Urtheil hin an sein Verbrechen glauben? wird er nicht vielmehr nur einen Act der Rache — ein Hülfsmittel darin sehen, uns des Feindes und seiner Anklage zur guten Stunde zu entledigen?... Unvorsichtigkeit oder Uebereilung in dieser Sache, und statt des gewünschten Erfolges könnte Aufruhr und Empörung daraus entstehen. Weil die Anklage bei Foscarini's untadeligem Rufe so furchtbar ist, so unerwartet kommt, alle Hoffnungen unserer Gegner auf einmal niederschlägt, darum, edle Herren, müssen

wir sie glaubhaft machen. Also erst Beweise, die so vollwichtig sind, daß sie unsere schlimmsten Widersacher zum Schweigen bringen! Laßt die Spinne hierbei unsere Lehrmeisterin sein, die vorsichtig den Feind ins Netz lockt, ihn fest umgarnt und erst dann ihn angreift."

„Eure Bedenken gebilligt, was für andere Beweise könnt Ihr noch erwarten, erlauchter Herr?" fragte der Cardinal. „Foscarini ist zur Nachtzeit verkleidet vor und in dem spanischen Gesandtschaftspalaste gesehen worden — mich dünkt, das schlägt nach unseren Gesetzen jeden Zweifel an seiner Unschuld nieder."

Molino blickte vor sich hin, dann antwortete er unbeirrt: „Nicht in diesem Falle, Illustrissimo. Die Aussage eines im Solde des Tribunals stehenden Agenten gegen einen Mann von Foscarini's Bedeutung ist ein Wassertropfen auf einen Feuerbrand: statt zu löschen, macht er die Flamme nur heller emporknistern. Wir brauchen unparteiische Zeugen, brauchen schriftliche Beweise, die wir mit der Anklage zugleich dem Großen Rathe vorlegen müssen... Machen wir dieses Mal Concessionen, geben wir freiwillig Etwas nach, damit uns gewaltsam nicht Alles entrissen wird. Glaubt mir, nur auf das schlagendste überführt, wird der Adel seinen Liebling, jetzt seine einzige Stütze, fallen lassen und

unter der Macht der Thatsachen sich beugen. Bis dahin aber muß die Angelegenheit in tiefes Schweigen gehüllt bleiben. Jetzt das Tribunal versammeln, und Foscarini kennt in einer Stunde die Gefahr; ein Windstoß aber kann das halb vollendete Werk, dem noch das innere Gefüge fehlt, zerstören, wogegen das fertige Bollwerk Sturm und Wogenbrandung trotzt!"

Ob auch diese Ansichten jedem ruhigen Denker einleuchten konnten, willigten die von Haß entflammten Patrizier doch nur ungern in eine Verzögerung, von der sie fürchteten, daß sie ihnen ihr Opfer noch möglicher Weise entreißen konnte. Erst als der Staats-Inquisitor sich anheischig machte, bis morgen das nöthige Material zur Anklage zu liefern, erklärten sie sich einverstanden und ließen ihn gewähren.

Molino hatte guten Grund, die Angelegenheit in seine Hände zu nehmen, denn da Foscarini, wie er nicht zweifelte, durch Ein Wort den Verdacht niederschlagen und die Vortheile dieser unschätzbaren Entdeckung vernichten konnte, so mußte man vor allen Dingen der wirklichen Ursache seiner nächtlichen Wanderungen auf die Spur zu kommen suchen. Erst wenn er alle Fäden der geheimen Intrigue in der Hand hatte, war das Spiel mit Ueberlegenheit zu leiten, jeder

Weg zur Aufdeckung der Wahrheit abzuschneiden und der Erfolg als ein gesicherter zu betrachten.

Diese Gedanken verbarg Molino indeß fest in seiner Brust, und obgleich er mit dem ihm eigenen Scharfblick in Dominicus' Bericht einige Widersprüche und Unsicherheiten herausgefühlt hatte, so war er, der selbst die Fragen geleitet, doch schnell und unmerklich darüber hingegangen, um in den Anwesenden keine Zweifel aufkommen zu lassen, indem er sich unter vier Augen ein genaueres Verhör mit dem Spion vorbehielt.

Die Stunde war vorgerückt, und die Freunde, durch die Wirklichkeit weit in ihren Hoffnungen überflügelt und mit dem Erfolge der nächtlichen Besprechung wohl zufrieden, trennten sich, der Staats-Inquisitor, um das ganze Räderwerk seiner geheimen Spionage in Bewegung zu setzen, die Anderen, um sich in ihre Wohnungen zu begeben.

Ende des ersten Bandes.